Michael de Ruiter.

Bilder aus Holland's Marine.

Von

Heinrich Smidt.

In vier Bänden.

Zweiter Band.

Verlegt
von
M. Simion in Berlin.
1846.

XV.

Der Chevalier.

(1656.)

Die mit den Marine-Angelegenheiten beauftragte Deputation der Herren General-Staaten hatte eine Ordre bevorwortet und unterzeichnet erhalten, wodurch dem Vice-Admiral de Ruiter, bald nach seiner Heimkehr aus der Ostsee, befohlen wurde, sich mit seiner Escadre wieder in See zu begeben, und die Engländer, offen und versteckt, zu belästigen, zu schädigen und zu hindern in Ausübung des Seeverkehrs und des Handels mit fremden Völkern, indem man den festen Beschluß gefaßt habe, sie als Landesfeinde zu betrachten. Kaum aber war der Vice-Admiral in See, als man von allen Seiten Bedenklichkeiten erhob. Nicht nur, daß die Mitglieder der Marine-Deputation wankend wurden, und sich vor der Verantwortlichkeit fürchteten, welche sie übernommen, es war dies noch mehr bei vielen andern Deputirten der Fall,

denen aus den bisherigen Feindseligkeiten mit England wenig Heil erwachsen war, und diese erhoben ihre Stimme immer lauter und lauter, daß man nochmals versuchen möchte, einen Vertrag mit dem Lord-Protektor zu Stande zu bringen, dessen Inhalt solcher Art sei, daß die vereinigten Provinzen ihn ungehindert annehmen könnten, ohne ihrer Ehre etwas zu vergeben und ihren Vortheil aufzuopfern. Anfangs wurde diese Meinung entschieden bekämpft, als aber einige schlagende Gründe deshalb vorgebracht wurden, ward die Opposition schwächer; sie verstummte bald ganz und es ward allgemein beschlossen, die übereilt ausgestellte geheime Ordre zurückzunehmen. Herr van Coeverden erhielt den Auftrag, sich mit einem der Staatsschiffe in See zu begeben, den Vice-Admiral aufzusuchen, und ihm die gedachte Ordre wieder abzufordern. Er ward zu diesem Zwecke mit den nöthigen Vollmachten versehen.

De Ruiter hatte sich unterdessen nach der Nordsee begeben, und war daselbst nicht müßig. Er fing den Engländern manches reich beladene Schiff weg und sandte es als gute Prise nach Holland; einzelnen Kriegsschiffen, mit denen er zusammengetroffen, hatte er offenen Kampf geboten und war stets als Sieger aus demselben hervorgegangen, während er einer all-

zugroßen Uebermacht mit weiser Umsicht auszuweichen wußte.

Eines Morgens, als der größte Theil der Mannschaft sich zum Frühstück gelagert hatte, lehnte der Admiral gegen den Reiling und beobachtete einen der zahlreichen Küsten-Fischer, welche die Nordsee nach allen Richtungen hin zu jeder Tages- und Nachtzeit durchkreuzen. Wenig bekümmerte sich ein Flottenschiff um diese Logger und Barken, wenn es aber doch geschah, so war es nur, um einige frische Lebensmittel, oder ein Netz voll Fische zu empfangen. Aber dieses Fahrzeug hatte mit Recht die Aufmerksamkeit des Seemannes erregt, denn es steuerte nicht, unbekümmert darum, ob es einen Kauffahrer oder ein Kriegsschiff in der Nähe habe, unbefangen seinen Cours, sondern versuchte alle nur möglichen künstlichen Manöver, dem Admiralschiff zu entkommen, und den Luf desselben zu gewinnen, als wäre dort für seine Netze eine größere Ausbeute zu hoffen gewesen, wie er in dem Lee desselben vermuthen dürfte.

„Seht einmal nach dem Burschen da hinüber, Geschützmeister, und gebt ihm einen blinden Schuß, damit er von seinen seltsamen Capriolen läßt!“ befahl de Ruiter, und gleich darauf ließ eine der Backbords-Kanonen ihre Stimme vernehmen. Kaum aber hatte

der Fischersmann diesen Schuß gehört, als er alle seine Linnen aufzog und vor dem Winde zu entkommen suchte, so rasch er nur immer vermochte.

„Mit dem ist es nicht richtig!" sagte de Ruiter lebhaft. „Irgend ein Verrath oder eine Bosheit steckt dahinter. Segelmeister, in einer Stunde muß ich den Kerl zur Seite haben!"

„Will mein Bestes thun, Herr Admiral!" entgegnete der Segelmeister und ließ so geschickt steuern, daß die gestellte Frist von einer Stunde noch nicht verstrichen war, als das genannte Fahrzeug seitlängs vom Admiralschiffe lag und die Besatzung desselben, vier Mann stark, auf dem Hinterdeck vor de Ruiter stand. Es waren französische Fischer, die, in der Verlegenheit, vor einem hohen See-Offizier zu stehen, die Augen zu Boden schlugen und entweder an den Kleidern zupften, oder den Hut in der Hand drehten.

„Wie kommt's", fragte de Ruiter, nachdem er sie scharf angeblickt, „daß Ihr auf einem solchen Fahrzeuge mit vier Mann beschäftigt seid, da doch sonst all dergleichen Fischerböte nur drei Mann an Bord haben?"

„O, Herr Admiral!" sagte der Führer und Eigenthümer des Bootes, „das kommt daher, weil meine

Netze größer sind, als die Netze anderer Fischer, und bei den jetzt herrschenden schweren Stürmen —."

„Bursche, Du lügst! Wir haben das schönste Wetter und es weht eine mehr als leichte Brise. Aber sei dem, wie ihm wolle. Was Ihr zuviel habt, habe ich offenbar zu wenig —."

„Verstehe!" fiel der Fischer rasch ein. „Ihr leidet Mangel an frischem Proviant. Habe da einen Korb mit jungen Hühnern, ein Netz voll Eier, einen kostbaren Kohl und einen Zuber lebendiger Fische. Steht Euch gerne zu Diensten, werther Herr!"

„Du bist ja ausgerüstet wie ein Ostindien-Fahrer, und freigebig wie ein Dieb, der sich vom Galgen loskaufen will. Wie kommst Du zu all dem Kram, Kerl?"

Der Fischer zuckte die Achseln: „Man verdient damit ein Paar Sous. Wenn die Herren Capitaine lange in See gewesen sind, haben sie gern eine Erfrischung — ich habe meine Ersparnisse dazu angewendet."

„Behalte Deinen Kohl und Deine Hühner für Dich. Ich leide Mangel an Matrosen, da ich in dem letzten Gefechte einige tüchtige Burschen eingebüßt habe, und weil Ihr nun einen überzähligen Mann führt, so werde ich Einen von Euch pressen."

Die Fischer stießen einen Angstruf aus; die Aussicht, am Bord eines feindlichen Kriegsschiffes zu dienen, erfüllte sie mit Schrecken.

„Bedenkt unser Gewissen, gnädigster Herr!" sagten die Fischer.

„Ich habe mit Euern Gewissen nichts zu schaffen, Einen von Euch behalte ich an Bord, und zwar: diesen da!" Er deutete auf einen jungen Mann, dessen vornehmer Miene und weißen Händen man es ansah, daß er sich mit den Netzen und dem Segelwerk der Barke bisher wenig zu schaffen gemacht hatte. Der junge Mann hatte kaum vernommen, daß er dazu ersehen sei, am Bord des Holländers zurückzubleiben, als er alle Fassung verlor und in die Kniee sank: „Lassen mick fort, mäktik Admiral, lassen mik nicks dienen zur See! Ick macken Schimpf, ick macken Schande! Ick nicks Seemann! Ick seien Passagier, und haben nur angelegt der Kleid zum Spaß! Ick schwören! Alles zum Spaß!"

„Passagier! So? Und wo geht die Reise hin?"

„Das heißen, gnädiger Herr Admiral! Ick bin Passagier für kein Ort. Ick fahren hin und her, hin und her, kennen su lernen die See, su studiren die gewaltike Element, weil ick bin ein Maler."

„Vortrefflich! Ich brauche einen Maler!"

„Ick meinen, nicks Maler, sondern Malerliebhaber, amateur, protecteur! Ick lieben der Kunst gewaltik; ick schätzen sie.“

„So thue auch ich. Wir können uns also während der Reise vortrefflich unterhalten und jede Stunde, die Euch der Tag- oder der Nachtdienst frei läßt, soll dazu angewendet werden. — Hochbootsmann!“

„Herr Admiral!“

„Dieser Bursche wird eingekleidet und zum Vortopp beordert!“

„Ganz wohl, Herr Admiral!“ entgegnete der Hochbootsmann, und streckte seine Hand nach dem Franzosen aus. Dieser aber wich zurück: „Erbarmen, Herr Admiral! Lassen mick gehen, haben gelogen aus Angst. Bin nicks Maler, nicks Amateur! Kann nicks thun in dieser schönen Schiff. Bin ein Handwerksmann, ein traurig Chirurgien, ein Barbier.“

„Nun wieder ein Barbier? Auch das! Unser Doktor kann einen solchen Gehülfen brauchen, um die zerschossenen Arme und Beine desto rascher zusammen zu flicken. Du bleibst an Bord!“

„Rettung! Votre Altesse! Ick haben su versorgen großer Familie. Bin nicks erfahren als Barbier —.“

„Schon wieder etwas Anderes?“ rief de Ruiter, den die steigende Verlegenheit und Angst des Frem-

den weidlich ergötzte. „Kerl, Du bist ja ein wahrer Comödiant!“

Der Franzose sprang mit einem Saltomortale in die Höhe: „Reckt, Herr Admiral! Ick sein Comödiant, Schauspieler! — Vous l'avez deviné! Ick sein Schauspieler pour la tragédie, pour la comédie. Lassen mick bald gehen, Excellence! Ick haben genommen ein Engagement pour la province, und —“

„Schweig, Kerl!“ rief de Ruiter, seine Heiterkeit nur schlecht hinter ein angenommenes barsches Wesen versteckend. „Du treibst so vielerlei Gewerbe, daß Du Dein eigentliches kaum bezeichnen kannst. Comödiant bist Du auch nicht; wenigstens ein sehr schlechter, denn Deine Verstellung ist mangelhaft. Hochbootsmann, wir müssen ein Mittel hervorsuchen, um diesem Menschen ein wahres Wörtchen abzulocken. Laßt ihn über die Kanone legen und die Katze fünfundzwanzig Mal auf seinen Rücken niederfallen.“

Der Franzose erröthete lebhaft; er trat rasch einen Schritt vor und sich stolz aufrichtend, sprach er: „Herr Admiral!“

„Was beliebt?“

„Diese Drohung! — Ich hatte genügende Ursache, meinen wahren Stand vor Euch zu verbergen, nun

aber fordert eine höhere Pflicht Wahrheit von mir. Ich bin nicht, was ich scheine."

„Das habt Ihr schon vorhin dargethan."

„Ich bin Cavalier! Edelmann! Und verlange demgemäß behandelt zu werden."

„Euer Name?"

„Chevalier François d'Antin."

„Ist das abermals Comödie, oder —?"

„Wahrheit!" fiel Jener rasch ein. „Bei meiner Ehre!"

„Lieutenant Bergh! Führt diesen Herrn in Eure Kajüte, und überzeugt Euch von der Wahrheit seiner Aussage; dann —" — er flüsterte ihm einige Worte zu und sagte darauf zu dem Fischer: „Euer Fahrzeug hindert mein Schiff; darum geht und steuert in meinem Kielwasser dicht hinter mir her, versucht aber nicht, zu entweichen, sonst lasse ich Euch sogleich in den Grund schießen. Rasch, mein Junge!"

Der Lieutenant hatte die ihm gegebene Ordre vollzogen und begab sich in die Kajüte des Admirals: „Es ist Alles so, wie jener Herr gesagt hat. Seine Papiere weisen ihn aus als den Chevalier François d'Antin."

„Und wozu diese Vermummung? Was macht er

hier in einer Fischerbarke? Jedenfalls ein Spion oder Unterhändler."

„Darüber kann vielleicht dieses versiegelte Schreiben Auskunft geben, welches ich dem Gefangenen nicht ohne Anstrengung entrissen habe." Der Lieutenant legte das sorgsam versiegelte, mit keiner Adresse versehene Schreiben auf die Tafel und entfernte sich mit einer Verbeugung.

De Ruiter öffnete das ihm überbrachte Schreiben und las Folgendes:

„Dem frommen, hochgelahrten, tapfern und „wohlgesinnten Lord-Protektor von England, Sir Olivier Cromwell, Unsern „Gruß zuvor.

„Nachdem Wir Euer frommes und Gott wohlgefälliges Schreiben empfangen, und Uns überzeugt haben, daß Unsere Affairen sehr gut stehen, „welches immerdar der Fall sein wird, wenn „Frankreich und England treulich zu einander „halten und sich nichts von andern Mächten drein „reden lassen, weil sie uns gegenüber für keine „Mächte gelten, so eröffnen Wir Euch, daß Wir „mit Euren Anordnungen und Vorschlägen ganz „einverstanden sind und denselben in allen Stücken „beitreten. Ihr habt ganz recht, daß man diesen

„niederländischen Provinzen genau auf die Finger sehen muß, und ihnen, wenn Wir bei alleiniger Geltung bleiben wollen, auch nicht die geringsten Rechte und Vorzüge einräumen darf. „Es ist ein tapfres, unternehmendes Volk, und „Ihr dürfet ihnen nicht, wie man zu sagen pfleget, einen Finger reichen, wasmaßen sie sonst „bald die ganze Hand nehmen würden, und um „Unsere Herrschaft wäre es gethan. Wollet also „mit allem Fleiße darüber wachen, Mylord und „vielgeliebter Herr, daß die Holländer nach wie „vor in allen Dingen kurz gehalten werden; wollet danach trachten, sie zur See wie zu Lande „zu schädigen, zu verderben, ja gänzlich zu vernichten, so viel Ihr immer könnt und Euch dabei Unseres steten Beistandes und Unserer unausgesetzten Hülfe versehen. So ist es Uns „vor allen Dingen hoch und werth, daß Ihr fest „entschlossen seid, nicht von dem Rechte der Durchsuchung zu weichen, und daß Euer Fürnehmen „stets sein wird, die holländischen Schiffe, sie seien „zur Kauffahrtei, oder zu Orlog, überall, wo Ihr „sie findet, auf das Strengste durchsuchen zu lassen, und dabei zu chikaniren und zu tribuliren „in jeder Art, wie es geschehen muß, wenn man

„den Schiffsleuten das Leben verbittern will;
„denn das ist das rechte Mittel, ihnen das See-
„wesen zuwider zu machen. Darin habt Ihr stets
„Unsere völlige Beistimmung und Unsere Beihülfe.
„Denn so wie Ihr Eures Landes Schiffe instrui-
„ret und sie hinaussendet in die verschiedenen
„Meere, um zu handeln nach Eurem Wohlgefal-
„len, also werden auch Wir Uns angelegen sein
„lassen, Unsere Schiffsführer dahin zu unterwei-
„sen, daß sie fleißig, offen und versteckt, wie es
„die Umstände irgend mit sich bringen, gemein-
„schaftliche Sache mit Euch machen, und solcher-
„gestalt Unsere gemeinsame Absicht fördern. Sen-
„den Euch diese Nachricht durch den Chevalier
„François d'Antin, dem Ihr gefälligst ein siche-
„res Quartier anweisen wollt, da er Uns hier
„im Wege ist und Wir ihn nicht ferner in Frank-
„reich dulden mögen.

„Da dies Schreiben keinen andern Zweck hat,
„so bitten Wir Gott, daß er Euch in Seinen
„heiligen und würdigen Schutz nehme.

Paris, 26. Novbr. 1656.

Der Cardinal-Minister,
Mazarin."

De Ruiter ließ den Gefangenen in seine Kajüte

bringen: „Mein lieber Chevalier, es ist mir lieb, Euch in dieser Eigenschaft vor mir zu sehen. Bei alledem habt Ihr ein schlimmes Handwerk getrieben. Ein Edelmann und ein Unterhändler, ein Spion! Pfui!"

„Herr Admiral! Es ist nicht edel, Gefangene schmähen!"

„Seid Ihr im offnen Kampfe, mit dem Degen in der Hand, gefangen und überwunden?" fragte de Ruiter ernst. „Dankt dem Himmel, wenn ich es vergesse. Das Schicksal eines Spions ist der Galgen, und den habt Ihr verwirkt."

„Der Tod des Verbrechers! Ich werde ihn zu sterben wissen."

„Beruhigt Euch, Herr Chevalier! Ich sagte Euch ja, ich würde zu vergessen trachten. Aber, was ich fragen wollte, Ihr müßt eine große Anhänglichkeit für Euren Herrn haben, daß Ihr Euch für ihn in eine solche Gefahr begebt?"

„Mein Blut, mein Leben für ihn!" rief der Chevalier feurig.

„Ihr thut mir leid, junger Mann! Solltet Ihr den Inhalt der Depesche kennen?"

„Da Ihr Euch des Rechtes der Stärkern bereits bedient habt", sagte der Chevalier, auf den offenen Brief deutend, „ist meine Erklärung überflüssig."

„Eure Treue hätte eine bessere Botschaft verdient, als die Ueberbringung eines solchen Urias-Briefes.“

„Wie, Herr Admiral?“

„In Wahrheit, junger Mann, Ihr könnt Euch selbst keinen bessern Dienst leisten, als wenn Ihr Kenntniß von diesem Schreiben nehmt. Aber Ihr müßt es ganz zu Ende lesen.“

Nur mit Mühe war der junge Mann zu bewegen, dem Ansinnen des Admirals Folge zu leisten. Als er es endlich gethan, zuckte er krampfhaft zusammen.

„Ihr seht“, sagte de Ruiter, „welche Gefahr das Bestellen dieses Briefes Euch gebracht hätte. Wenn man mit den Cromwell's und den Mazarin's zu thun hat, muß man auf seiner Hut sein. Aber was in aller Welt kann den Cardinal bewegen, so gegen einen treuen Diener zu verfahren?“

„Der Cardinal“, sagte der junge Ritter, „hat eine reizende Nichte. Ich darf sagen, die junge Dame ist die Krone der Schönheit, die Perle Frankreichs. Nur schüchtern wagte ich es, den Blick auf sie zu richten; ihre Kühnheit ermunterte mich; ich bekannte ihr meine Gefühle. Da erschien der Cardinal. Ich stürzte ihm zu Füßen. Er sagte, er wolle meine Treue gegen ihn auf die Probe stellen, ob sie eines so reichen Loh-

nes werth sei, und entsandte mich am folgenden Tage mit diesem Briefe."

„Ihr seht, welchen Lohn der Cardinal für Euch bestimmte. Darum ist es in alle Wege besser, daß Ihr in meine Hände gefallen seid, Herr Chevalier! Ich werde jetzt Ordre geben, daß man Euch eine anständige Haft ertheile."

„Wenn ich jemals diese höllische Verrätherei vergesse!" brauste der Chevalier auf.

„Ruhig, junger Mann! — Was giebt's, Herr Lieutenant?"

„Ein Staatenschiff hat uns aufgelaufen; es macht Signale und wünscht ein Boot an Bord zu senden."

„Führt diesen Herrn in meine Zwischendecks-Kajüte und sorgt bestens für ihn; dann seht nach dem gemeldeten Boote aus."

Jenes Boot brachte einen Deputirten der General-Staaten an Bord des Admiralschiffes. Die Ansicht der Gemäßigten hatte die Oberhand gewonnen, und Herr van Coeverden war abgesendet worden, um dem Vice-Admiral de Ruiter die früher ausgestellte Ordre wieder abzunehmen: „Ist das in Wahrheit die Ansicht der Herren Staaten?" fragte de Ruiter.

„So ist es", sagte Herr van Coeverden, „und ich kann Euer Edlen nur bitten, diesem Ansinnen Euch

zu fügen, zumal die Friedens-Unterhandlungen lebhaften Fortgang haben."

„Das stellt sich dar!" sagte de Ruiter bitter lachend, „und wird Euch noch begreiflicher werden, wenn Ihr jenes Schreiben lesen wollt, welches mir zufällig in die Hände gerathen ist. Indessen bin ich angewiesen zu gehorchen. Hier habt Ihr die Ordre! — Halloh, Segelmeister! Cours nach dem Texel! Wir sind nicht weit davon entfernt, und wenn Ihr mich für diese Nacht beehren wollt, setze ich Euch morgen sammt Eurer Vollmacht an's Land; nur daß Ihr mir gestattet, derselben einige Worte beizufügen."

Als man am andern Morgen zur guten Zeit vor dem Texel ankerte, und die übrigen Schiffe des Geschwaders sich um das Admiralschiff sammelten, hatte de Ruiter folgendes Schreiben entworfen:

„Edele Mögende Herren,

„Der Herr Coeverden, E. Edelmögender Ge-
„deputirter, hat mir zu verstehen gegeben, daß
„Ihre Hochmögenden hätten für gut gefunden, die
„geheime Ordre von dem dritten November, an
„mich vor unsere Esquadre gegeben, wiederum
„einzuziehen; welches sehr fremd ist, und für des
„Landes Diener und Soldaten unverträglich. Dan
„wir werden zu einer oder der anderen Zeit einen

„großen Affront leiden zu großer Schande unse=
„res Staats, und also werden wir bei unsern
„Kauffleuten und unserer Gemeinde für ehrlose
„Schelme ausgescholten werden. Dan niemand
„kann also sein Convoy beschirmen. Der ge=
„ringste von dem Staate von England wird uns
„suchen zu affrontiren und unsere Schiffe zu ih=
„rer Vergnügung visitiren, und dann auf die
„wenigste praetension mit unsern Kauffahrer=
„Schiffen durchgehen, und uns als blöde Lauren
„auslachen, welches ehrlichen Dienern des Staa=
„tes sehr übel ist, zu vertragen. Ich will ver=
„hoffen, daß Ihro Hochmögenden eine andere Re=
„solution werden bestimmen, und uns auf das
„Eiligste lassen zur Hand kommen. Wir sein
„mit unsern Schiffen völlig klar, um mit dem
„ersten bequemen Winde in See zu gehen. Hier=
„mit abbrechende, bleibe

Edlemögende Herren

Euer Edelmögenden

In Texel den 16. vom dienstwilliger Diener
December 1656. Michael Adrianson de Ruiter.“

Als der Deputirte das Schiff verlassen hatte, be=
gab sich der Admiral voll Unmuth über das Hemm=

niß, welches man ihm in den Weg gelegt, zu dem Gefangenen: „Herr von Antin, Ihr seid frei; Anfangs habe ich die Absicht gehabt, Euch an die Herren Staaten nach Amsterdam zu senden, da diese aber in ihrer politischen Gesinnung plötzlich anderer Meinung geworden sind, so könnt Ihr Euch jene Reise sparen. Euer Boot hat, aus Furcht vor meinen Kanonen, treu bei uns ausgehalten, und ich will es seitlängs legen lassen, damit es Euch wieder aufnehme. Ihr seid ein junger, vielversprechender Cavalier; es soll mich freuen, bei einer ehrenvolleren Gelegenheit wieder mit Euch zusammenzutreffen. Damit Ihr aber, Ihr mögt nun in England oder Frankreich landen, Euch auszuweisen im Stande seid, wo das Euch abgenommene Schreiben geblieben, so erlaubt einen Augenblick."

Der Admiral setzte sich an den Tisch und schrieb Folgendes:

„Ich, der Vice-Admiral Michael Adrianson de „Ruiter, bekenne hiermit, dem französischen Edel„manne, François d'Antin, auf offener See ein „Schreiben abgenommen zu haben, welches von „Se. Eminenz, dem französischen Cardinal-Mini„ster Mazarin an den Mylord-Protektor von „England gerichtet war. Ich bescheinige den

„Empfang des Schreibens und ertheile dem Herrn
„von Antin diese Quittung.

Texel, am Bord des „Weltefreden"
16. Decbr. 1656.

Michael Adrianson de Ruiter."

Mit dieser Bescheinigung, einen tödtlichen Groll im Herzen, segelte der Chevalier mit dem Fischerboote davon.

XVI.

Der Corsar und sein Weib.

(März 1657.)

Das von Toulon unter Segel gegangene Geschwader, unter dem Commando de Ruiter's stehend, war von einem heftigen Sturm überfallen und getrennt worden. Der Admiral befand sich allein. Er war unmuthig, weil er seinen Zweck verfehlte. Längere Zeit hatte er die französischen Küsten besegelt, um sich der Corsaren zu bemächtigen, die, von Mazarin offenbar begünstigt, die Schifffahrt unsicher machten, und namentlich die schutzlosen holländischen Kauffahrer auf alle Weise schädigten und ängstigten. Manchen verwegenen Räuber hatte die Ankunft des gefürchteten Seekriegers verscheucht, man nahm auch ein Paar kleine Barken, die der Piratenschaft verdächtig waren, aber den eigentlichen Schrecken der Meere, den kühnen Corsaren-Häuptling, den Freund und

Feind fürchtete, und der sich den Namen Epouvantail erworben hatte, konnte er nicht finden.

Eines Morgens hatte das Admiralschiff ein französisches Küstenfahrzeug aufgelaufen. In jener Zeit, wo Alles Verdacht erregte, betrachtete man auch diese Barke mit Mißtrauen, zumal der wachthabende Offizier bemerkt haben wollte, daß am Bord derselben, die nur auf halbe Schußweite von ihnen entfernt war, sich eine größere Anzahl von Menschen befand, als man sonst auf solchen Schiffen anzutreffen pflegt, und daß sowohl am Vorder- als am Hintersteven ein Geschütz aufgestellt sey. Es ward sogleich Jagd auf die Barke gemacht, welche, sobald sie die Bewegungen des Admiralschiffes bemerkte, so schnell als möglich zu entkommen suchte, was ihr indessen nicht gelang. Der Offizier, welcher an Bord des genommenen Fahrzeuges gesandt wurde, um dasselbe zu untersuchen, stattete genauen Bericht ab. Es war eine Barke, die von Toulon aus längs der Küste Handel trieb und ihre Papiere wiesen sich als vollkommen richtig aus; aber in dem Schiffe selbst befand sich so Manches, was mit diesen Angaben in Widerspruch war, namentlich die Kanonen und die Ueberfülle von Mannschaft. Endlich entdeckte man auch noch einen ansehnlichen Vorrath von Munition und Waffen, so daß man anneh-

men durfte, der Führer der Barke sei, wenn nicht selbst ein Pirat, doch ein Bekannter oder Unterhändler derselben, der die Boten- und Adjutantendienste versehe; und dies war Grund genug, sich seiner zu bemächtigen.

Eine Dame, welche sich als Passagier am Bord der Barke befand, wurde, sammt ihren Kindern, vor de Ruiter geführt. Es war eine Frau von seltener Anmuth und Schönheit, sanft und schüchtern, mit klaren, milden Augen und einer zum Herzen dringenden Stimme. Ihre beiden Kinder, liebliche Mädchen in dem zartesten Alter, drängten sich scheu an die Mutter und wagten es nicht, den Offizier anzublicken, der vor ihnen stand.

Die Dame sagte, auf Befragen des Admirals, sie heiße Louison Charpentier, sei die Gattin eines Kaufmannes aus Brest, von dem sie seit zwei Jahren getrennt lebe, und jetzt eben auf einer Reise von Toulon nach Marseille begriffen, wo sie sich mit ihrem Gatten wieder zu vereinigen hoffte.

„Wenn das ist,“ antwortete de Ruiter, „so müßt Ihr es mir Dank wissen, daß ich jenes Schiff, dem Ihr Euch und Eure Kinder anvertraut hattet, angehalten habe, denn ich kann Euch die Versicherung er-

theilen, daß es, anstatt nach Marseile, nach einer ganz entgegengesetzten Richtung steuerte."

„Unmöglich, mein Herr! Der Capitain ist mir zu wohl bekannt, als daß ich eine solche Täuschung glauben möchte."

„Meine Behauptung ist zuverlässig, Madame, und wenn der Führer jener Barke wirklich ein Bekannter von Euch ist, so muß ich Euch sagen, daß Ihr nicht Ursache habt, mit dieser Bekanntschaft besonders groß zu thun. Das Schiff ist von uns genau untersucht und wir haben gefunden, daß es entweder des Seeraubs dringend verdächtig, oder doch zu überweisen ist, daß es mit derlei Piraten-Gesindel in genauem Verkehr steht. Wie dem nun auch sei, so könnt Ihr nicht an Bord desselben zurückkehren, um Eure Fahrt, sie gehe nun nach einer Euch bekannten oder unbekannten Richtung, fortzusetzen. Aber Ihr könnt um Euret- und Eurer Kinder wegen ganz unbesorgt sein, wir führen keinen Krieg mit Weibern; Ihr sollt hier an Bord gut gehalten werden, und sobald sich Gelegenheit darbietet, lasse ich Euch an's Land bringen."

Er gab Befehl, der Dame eine seiner Kajüten einzuräumen, und vernahm dann den weitern Bericht seiner Offiziere, woraus hervorging, daß die Barke

ein Piratenschiff sei. Der Führer derselben hatte es nothgedrungen eingestanden; wer aber die Dame wäre, darüber behauptete er nichts zu wissen und betheuerte daß sie als Passagier bei ihm an Bord gegangen sei.

Nach einigen Stunden — die Sonne stand hoch im Mittage — erblickte man einen Kauffahrer, der vor dem Winde hintrieb und in seinem Aeußern kundgab, daß er entweder von furchtbaren Stürmen oder andern Unglücksfällen heimgesucht worden war. Der Kauffahrer seinerseits hatte nicht sobald das Admiralschiff erblickt, als er die holländische Flagge aufzog und Zeichen über Zeichen machte, daß man bei ihm an Bord kommen möchte.

„Das ist einer der Unsrigen!" rief de Ruiter lebhaft. „Ich will selbst hin und sehen, in welches Teufels Klauen dieser Unglückliche gefallen ist!"

Die Untersuchungen des Admirals bestätigten seine Ahnung. Der Kauffahrer war von einem Seeräuber geentert worden und die Piraten hatten am Bord erbarmungslos gehaust. Nicht allein hatte man Alles entwendet, was sich irgend Werthvolles an Bord befand, sondern weil sich die Kauffahrer Anfangs tapfer zur Wehre setzten, wobei einige der Piraten verwun-

det wurden, hatte man aus Rache die schändlichsten Grausamkeiten verübt. Keiner war ohne die empfindlichsten Mißhandlungen geblieben; der Proviant, den man ihnen zurückgelassen, war spärlich, den Wasserfässern hatte man den Boden eingestoßen und das Steuer auf eine Weise beschädigt, daß sie die Fahrt nicht fortsetzen konnten: „Wir hätten Alle elendiglich umkommen müssen, wenn Ihr uns nicht gefunden!“ schloß der Kauffahrer seinen Bericht.

„Ich hoffe zu Gott,“ rief de Ruiter voll edlen Zornes, „es wird mir gelingen, diese Schurken aufzufinden und sie gebührend zu züchtigen.“

„Das möge zum Heil der Schiffahrt geschehen!“ entgegnete der Kauffahrer. „Ach, wäret Ihr doch nur drei Stunden früher gekommen, denn so lange ist es ungefähr, daß mich jener Unhold verlassen hat. Ja, ich darf wohl mit vollem Rechte sagen, daß es ein Unhold war; es ist ein grausamer Wütherich, der mit kaltem Blute raubt und ohne Ursache mordet, nur aus Lust am Mord! Epouvantail nannte er sich, Epouvantail nannten ihn seine Gefährten und Epouvantail war auch ihr Schlachtgeschrei!“

„Ha! Epouvantail!“ rief de Ruiter rasch. „Das ist der Name jenes grausamen Piraten, der ein Schrekken des Mittelmeers wurde. Ich lasse nicht ab, bis

ich ihn in meine Gewalt bekommen habe. Geschwind, mein Freund, könnt Ihr uns genaue Auskunft geben, wie lange es her ist, daß der Räuber Euch verließ, wie damals der Stand des Windes und des Wetters war, und nach welcher Richtung er steuerte?"

Der Kauffahrer gab die erwünschte Auskunft und bald darauf steuerte de Ruiter den Cours des Piraten. Gedankenvoll ging er auf dem Verdecke hin und her. „Genau genommen ist zwischen diesen Schurken eine Art von Einverständniß," sprach er vor sich hin. „Wenn ich bedenke, welchen Cours die Barke steuerte, und welchen Cours der Pirat gesteuert haben soll, so ist es nur zu gewiß, daß sie noch vor Sonnen-Untergang hätten zusammentreffen müssen. Wenn ich dann ferner bedenke, daß jene Barke reichlich mit Schießbedarf versehen war, welches sie dem Räuber brachte, und dann wieder — mein Gott! Welch ein Gedanke kommt mir da? Sagte nicht jene schöne Dame, sie reise zu ihrem Manne, und könnte nicht jener Räuber dieser Mann sein? Hm! Hm! Ich muß klar sehen!"

Er stieg sogleich in die Kajüte hinab und trat bei der Dame ein, die sich bei seinem Anblick ängstlich erhob.

„Wollt Euch nicht stören lassen!" sagte der Ad-

miral freundlich. „Ich komme nur, um Euch eine einzige Frage vorzulegen. Sagtet Ihr nicht, Ihr wäret auf dem Wege zu Eurem Manne begriffen?“

„Das sagte ich, der Wahrheit gemäß.“

„Ich habe mir genau den Cours gemerkt, den Eure Barke genommen hatte, und da ich jetzt ganz denselben Weg steuere, so ist nicht zu bezweifeln, daß wir bald mit ihm zusammentreffen müssen.“

Die Dame sah erschreckt zu ihm auf. „Wie könnt Ihr wissen —?“ sprach sie und hielt dann inne.

„Nun, wer weiß!“ entgegnete der Seemann. „Ich habe mitunter die Gabe, die verborgensten Geheimnisse entdecken zu können, und in diesem Falle glaube ich gerade meiner Sache gewiß zu sein. Ihr sagtet, Euer Mann sei ein Kaufmann; ich setze hinzu, daß er ein Kaufmann ganz besonderer Art ist, denn er kauft ohne Geld und Kredit ein und zahlt die gelösten Waaren mit Pulver und Blei. Ich meine auch die Firma seines Hauses zu kennen, sie heißt: Epouvantail!“

„Jesus Maria!“ rief die Dame und stürzte in die Kniee.

„Piratenweib!“ rief zornig de Ruiter.

„O mein Herr, habt Erbarmen!“ schluchzte das Weib. „Was habe ich verbrochen, außer, daß ich

meinen Gatten liebe? Als ich ihm mein Herz schenkte, wußte ich nichts von seinem Treiben, ich kannte ihn nur als den Wohlthäter meiner Familie. Als ich ihm meine Hand reichte, war ich selig! Ach, dieser kurze Traum des Glückes sollte bald zerstört werden. Was er auch gethan, wie er auch gelebt — er wird seinen Richter finden, allein mir steht es nicht zu, ihn zu verdammen. Mag die ganze Welt ihm fluchen, ich habe nur Segensworte für ihn."

„Ist es möglich —?"

„Herr Admiral! Er rettete meinen Vater und meine Brüder, die sich in eine Verschwörung wider Mazarin eingelassen hatten, von einem gewissen Tode; er sorgte unermüdlich, mit der treuesten Sorgfalt für Alle! Er ward mein Gatte, mein Herr und Gebieter! Er mag für Euch das Entsetzen, das Schrecken und die ewige Verdammniß sein, für mich ist er nur der Vater meiner Kinder!

„Das ist Alles gut!" sagte de Ruiter. „Es ist — es wird abermals eine traurige Scene des Blutvergießens. Ich will Euch glauben, daß Ihr unschuldig seid an den Räubereien Eures Gatten, daß Ihr seine Schlechtigkeiten nur mangelhaft, oder vielleicht gar nicht gekannt habt. Ihr verabscheut das

Morden der Unschuldigen und würdet gewiß dem Degen Eures Mannes Einhalt thun —."

„Wenn ich es vermöchte, gewiß! Es würde eine namenlose Wonne für mich sein. Aber wie sollte mir das gelingen?"

„Wer weiß! Vielleicht! Ich wüßte ein Mittel!"

„Nennt es, Herr!"

„Ihr war't im Begriff, Euren Gatten zu suchen. Gewiß waret Ihr im Besitz irgend eines Zeichens, um sicher an Bord seines Schiffes zu gelangen Dies Zeichen — nicht wahr, Ihr besitzt ein solches?"

„Und wenn ich es besäße?"

„Ihr müßt es uns nennen!" rief de Ruiter rasch. „Ihr werdet es thun, wenn ich Euch verspreche, jede Schonung walten zu lassen, von der nicht die Rede sein kann noch wird, wenn wir ihn mit den Waffen in der Hand ergreifen."

„Haltet ein! Ich durchschaue Euch; aber ich kann Euch sagen, daß Euer Bemühen vergeblich ist. Glaubtet Ihr im Ernst, ich würde Euch meinen Gemahl ausliefern, an den ich durch alle Bande der Liebe und Dankbarkeit gefesselt bin? Nein, Ihr dachtet es nicht!"

„Wohl dachte ich es!" entgegnete der Admiral. „Ich dachte, Ihr wäret ein vernünftiges Weib, aber

Ihr seid eine Thörin! Habt es denn! Aber das Zeichen will ich Euch entreißen und sollte ich —!" Er hob seine Hand und machte eine Bewegung gegen die Kinder. Die Mutter sprang auf und warf sich zu seinen Füßen: „Nein, nein! Berührt nicht meine Kinder! Ich flehe Euch an, um der Wunden Christi willen! Was thaten Euch die armen, unschuldigen Geschöpfe, was habe ich Euch gethan? Habt Ihr nicht auch ein liebendes Weib daheim?

„Ich habe!"

„Und auch solche unschuldige, liebe Kinder?"

„Ja!"

„Laßt sie meine Fürsprecher sein. Ich habe nichts als diese Thränen, um meine Kinder zu schützen und für sie zu bitten. Wenn diese Waffen nicht mächtig genug sind, so werdet Ihr sie mir nehmen; Ihr werdet — ach, ich vermag dies schreckliche Wort nicht auszusprechen. Ich könnte, von ihren Martern hingerissen, meinem Worte treulos werden, über die Pflicht der Mutter die Pflicht der Gattin vergessen! Ach Gott! Wollt Ihr in Wahrheit, daß ich den Vater meiner Kinder selbst auf das Schaffot führen soll?"

„Nein, das will ich nicht!" antwortete de Ruiter nach einer Pause. „Behaltet Euer Geheimniß für Euch. Ich werde suchen, auch ohne Euch fertig zu

werden. Und über Eure Zukunft möge Gott im Himmel wachen!" Er entfernte sich.

Am nächsten Morgen war es dem Admiralschiff gelungen, den Piraten, der so lange Zeit das Schrecken der mittelländischen See gewesen, aufzulaufen; zur selben Zeit sah man eines der holländischen Kriegsschiffe zwei Meilen abwärts im Lee. De Ruiter lief sogleich in den Luf des Piratenschiffes und ließ die Aufforderung ergehen, die Flagge zu streichen.

Der Seeräuber schlug bei dieser Aufforderung ein lautes Gelächter auf und überflog mit dem Bewußtsein großer Sicherheit sein eigenes Schiff. Es war ein Fahrzeug von zwanzig Kanonen, nach einer damals noch neuen Art gebaut; stark und kräftig, um einem heftigen Angriff mit Erfolg zu widerstehen, und zugleich leicht und flüchtig, wie der Schaum, der auf den Spitzen der Wellen leuchtet.

„Habt Ihr's gehört?" rief er seinen Genossen zu. „Wir sollen uns ergeben! Fünf Minuten giebt er uns Bedenkzeit! Nun, wir nehmen die fünf Minuten nicht an, und geben ihm für jede Minute zwei Kugeln zurück. Blutflagge auf! Feuer!"

Die zehn Backbords-Kanonen des Piraten wurden abgefeuert und der Kampf begann zur Stelle. Das Gefecht war hartnäckig, die Piraten schlugen sich mit

einer Tapferkeit, die des edelsten Zweckes würdig gewesen wäre.

„Wenn ich wüßte, wo die Barke geblieben ist, die mir mein Weib zuführen sollte, ich hackte mir einen Finger ab!" sagte der Räuber zu seinem Unterbefehlshaber. „Dreifach größer wäre mein Muth, wenn ich sie in meiner Nähe wüßte!"

Zur selben Zeit hatte sich der Flaggen-Capitain des Admiralschiffes an de Ruiter gewendet: „Wir opfern eine Menge unserer Leute unnütz, Herr Admiral! Der Schurke von einem Räuber hat immer unser Hinterdeck im Auge und feuert eine Büchse nach der andern ab. Wie wäre es, wenn wir sein Weib und die Kinder hierher führen ließen? Das wäre eine gute Zielscheibe für den Patron, und ich bin überzeugt, daß er bald gelindere Saiten aufziehen würde."

„Nein!" sagte de Ruiter. „Ich will keinen Sieg durch die Schürze, weder auf die eine, noch auf die andere Art. Mir deucht es ehrenvoller, zu streiten durch eigene Mittel, mit eigener Kraft! Behaltet guten Muth! Dieser Corsar wird doch zu bewältigen sein!"

Und der Admiral hatte Recht. Noch eine Stunde, und beide Fahrzeuge lagen Deck an Deck, eine zweite Stunde, und die Piraten waren besiegt. Die Todten

wurden über Bord geworfen, die schwer Verwundeten trug man in des Doktors Kammer, die leichter Verwundeten wurden verbunden und dann, mit Ketten belastet, in den Schiffsraum geführt. Unter diesen Letzteren war Epouvantail. Er hatte mit beispielloser Ausdauer gefochten und selbst, als er am Boden lag, wüthete er noch wie ein angeschossener Eber. Aber endlich mußte er der Uebermacht weichen und ward, mit einer dreifachen Kette belastet, an Bord des Admiralschiffes gebracht.

Als das Gefecht beendigt war, kam das Kriegsschiff heran, welches man beim Anbruch des Tages im Lee erblickt hatte. Es war der Friese Douwe Aukes, der in der Schlacht vor Plymouth so tapfer focht. Seit jenem Tage hatte er den Dienst der ostindischen Compagnie aufgegeben und war als Capitain auf ein Staatenschiff übergetreten. Er kam bei de Ruiter an Bord und dieser übergab ihm das Piratenschiff, um es in Sicherheit zu bringen und die gefangenen Mannschaften an irgend einem Punkte der Küste auszuschiffen.

„Soll geschehen!“ sagte der wackere Friese und machte sich allstunds an das Werk. Er bemannte das Prisenschiff, welches eine kostbare Ladung an Geld und Waaren enthielt, mit einer hinlänglichen Anzahl von

Matrosen; dann nahm er die Gefangenen an Bord seines eigenen Schiffes auf; sie sollten unter dem Druck seiner Kanonen stehen, bis er sich ihrer entledigt hatte.

Während diese Arbeiten vorgenommen wurden, ließ der Admiral den Piraten-Häuptling vorführen. Dieser trat ein, keck und trotzig in seinem ganzen Benehmen. Er stand mit übereinandergeschlagenen Armen dem Admiral gegenüber, und nachdem er ihn scharf fixirt hatte, sagte er: „Herr Michael Adrianson de Ruiter, wir sind gute Freunde von früher her, und ich hoffe, Ihr werdet den Vertrag halten, den wir mitsammen geschlossen haben."

„Was meint Ihr damit?"

„Damit meine ich, daß wir uns vor vielen Jahren schon einmal in diesen Gewässern begegnet sind!" sagte der Pirat. „Kennt Ihr den Namen d'Argenson?"

De Ruiter besann sich einen Augenblick, dann rief er: „Ist es möglich?"

„Es ist so. Ihr waret ein junger Kauffahrer, als ich Euch aufbrachte. Man führte Euch in meine Kajüte; das Fieber schüttelte Euch und es erbarmte mich Euer Anblick, so daß ich Euch zu trinken bot. Da gabt Ihr mir zur Antwort: Bin ich ein Gefangener,

so gebt mir das Getränk der Sclaven, Wasser; bin ich aber ein freier Mann, so laßt uns zusammen Wein trinken."

„Bei Gott! so war es! Ihr gabt mir Wein, und ich war frei!"

„Jetzt stehen wir uns abermals gegenüber; ich bin derselbe, der ich früher war, aber Ihr seid ein Anderer. Der kleine Kauffahrer ist ein großer, mächtiger Seeheld worden. Sagt mir, Herr Admiral, wie Ihr Euer mir gegebenes Wort zu lösen gedenkt?"

Der Admiral sann einen Augenblick nach, dann ließ er Wein bringen und füllte die Becher. Als Beide getrunken, sagte der Admiral: „Jetzt zahle ich Euch das Lösegeld von damals!" Er öffnete die Thür zur nächsten Kajüte und herein flogen die Kinder mit lautem Jubel, die Gattin eilte herbei und sank lachend und weinend zugleich in die Arme des Mannes.

Eine Viertelstunde verstrich, nur von den Ausrufungen der Liebe und Zärtlichkeit ausgefüllt. De Ruiter betrachtete diese Scene mit stiller Rührung, dann aber, seine Empfindungen bewältigend, legte er seine Hand auf die Schulter des Piraten und sagte:

„Capitain d'Argenson, wir sind quitt!"

„Was heißt das?"

„Hört mich ruhig an. Das Gewerbe, welches Ihr betreibt, ist nicht besonders ehrenvoll, und nach allem Völkerrecht seid Ihr im Voraus nach den Gesetzen des Landes verurtheilt, dessen Schiffe Ihr molestirt. Aber dieser Empfang Eures Weibes und Eurer Kinder hat mir gezeigt, daß auch edlere, sanftere Empfindungen in Euch wohnen. Ich bin, um dieser armen Geschöpfe willen, geneigt, einen Vertrag mit Euch einzugehen."

„Redet!"

„In dieser bewegten Zeit der ewigen Aufregung haben sich seltsame Begriffe bei den Völkern gebildet. Was hier ehrlos ist, wird dort eine ruhmvolle Handlung genannt. Holland würde Eure Freibeuterei mit einem ehrlosen Tode bestrafen, während man Euch in Frankreich deshalb belobt und noch obenein mit Auszeichnungen und Geschenken ehrt. Nicht ohne zu erröthen, gestehe ich ein, daß man bei uns nach gleichen Grundsätzen handelt, und deswegen will ich nicht, daß Ihr an irgend einer Fockraa enden sollt. Anderseits darf ich Euch nicht frei geben, ohne mir den Vorwurf zu machen, daß ich einen gefährlichen Feind unserer Seefahrt entwischen ließ. Wollt Ihr mir Euer Ehrenwort geben, vom Seewesen auszuscheiden, und wollt Ihr schwören, daß, wenn Euch die Nothwendig-

keit geböte, wieder an Bord irgend eines Schiffes zu gehen, Ihr niemals etwas unternehmen wolltet, was zum Schimpf, zum Schaden und Nachtheil der Kriegs- oder Kauffahrtei-Flagge Hollands gereichen könnte?"

„Schwöre, mein theuerer Gatte, schwör' es, und gieb Dich mir und Deinen Kindern wieder!" bat das schöne Weib mit überströmenden Augen.

Der Seeräuber schwieg und blickte finster vor sich hin.

„Bedenkt Euch wohl!" sagte de Ruiter ernst. „Die Zeit ist karg gemessen, und hier erscheint der Mann, der uns sagen wird, wie bald sie völlig abgelaufen ist. — Nun, Douwe Aukes," redete der Admiral den eintretenden Friesen-Capitain an, „wie weit seid Ihr?"

„Die Prise ist klar und kann fortsegeln nach dem Texel. Wollte Euch nur fragen, ob Ihr den Häuptling da mitzusenden gedenkt, oder ob Ihr irgend eine andere Absicht mit ihm habt?"

De Ruiter sah den Capitain d'Argenson an, aber dieser blieb stumm wie zuvor; seine Gattin streckte flehend die Hände aus, die Kinder weinten laut.

„Nun, mein lieber Kamerad Douwe Aukes," sagte de Ruiter freundlich; „ich habe mit diesem Herrn gesprochen und ihm sein Wort abgenommen, nicht mehr

gegen Holland zu dienen; damit ist dieser unglückliche Handel abgemacht, wißt Ihr. Es wird sich irgendwo ein Punkt an der Küste finden, wo ich diesen Mann mit seiner Familie aussetzen kann. Setzt also Euern Cours, laßt die Prise segeln, entledigt Euch Eurer Gefangenen und sucht mich dann wieder zu treffen. Behaltene Reise!"

„Dank' Euch! Das ist ein stillerer Tag als vor ein Paar Jahren in der Schlacht vor Plymouth, wo ich Seiner Herrlichkeit Lord Ascue den Gigbaum durchschoß. Lebt wohl, Herr, auf Wiedersehen!"

Der Friese ging. „Nun, Herr von Argenson," fragte de Ruiter, „habe ich zu viel in Eurem Namen gesprochen, oder hätte ich Euch nach dem Texel senden sollen?"

„So lange noch die Gewalt gegen mich war," sagte der Franzose langsam, „hättet Ihr mir das Geständniß nicht entrissen, daß ich bereit sei, für immer die Waffen zu strecken. Jetzt, wo Ihr so edelmüthig gegen mich handelt, will ich es nicht minder sein. Hier Hand und Schwur: Ich scheide aus dem Kaperdienst und ziehe mit Weib und Kind nach Amerika, um ihnen dort in der Ferne ein stilles, friedliches Loos zu bereiten. Genügt das?"

Mit dem Rufe des lautesten Entzückens warf sich

das Weib in ihres Gatten Arme und rief laute Segenswünsche auf de Ruiter herab.

„Es genügt,“ sagte de Ruiter. „Ich werde das Land anlaufen lassen und Euch Eure Freiheit geben.“

Drei Tage später war der Pirat mit den Seinigen unfern eines kleinen Ortes an der französischen Küste ausgeschifft, und von jener Stunde an zitterten die Kauffahrer nicht mehr vor den Kanonen des Kapers Epouvantail.

XVII.

Douwe Aukes.

(April 1657.)

Der tapfere Friesen-Capitain fuhr mit seinem Schiffe, das an dem Spiegel den stolzen Namen „Oraniens Ehre" trug, fröhlichen Muthes dahin, und setzte den Cours zunächst nach Gibraltar. Es war ein eigenes Wesen mit diesem Schiffe. Von Außen wies es sich als ein wohlgetakeltes und wohlgerüstetes Schiff, dessen Kanonen hell glänzten, und dessen Seitenborde andeuteten, daß sie vor den ersten glatten Lagen des Feindes nicht auseinander wichen. Die Mannschaft benahm sich ernst und ruhig, wie am Bord jedes Staatenschiffes. Aber nur äußerlich war diese Harmonie, innerlich tobte und gährte es, wie ein Vulkan. Nur wenige Landeskinder befanden sich am Bord, die übrigen waren Seeländer, Norweger, Jüten, Schweden, Schotten, Russen, und aus allen diesen Ländern nicht eben die besten und erle-

fensten; es war ein bunt zusammengewürfelter Menschenknäuel, dessen einzelne Individuen nichts mit einander gemein hatten, als das Sonnenlicht, und keine andere Hoffnung auf Erden, als ihren Antheil am Prisengelde. Ihr stetes Dichten und Trachten nach einem freien, ungebundenen Leben stand im strengsten Widerspruch mit der unerbittlichen Strenge Douwe Aukes, der jedes noch so leichte Vergehen, den geringsten Verstoß gegen die Subordination mit unnachsichtlicher Strenge bestrafte. Insgeheim gährte es in den Gemüthern fort und es bedurfte nur eines äußern Anlasses, um sich eben so plötzlich als verderbenbringend zu entladen.

In dem tief untersten Raum von „Oraniens Ehre" herrschte ein noch verwegenerer Geist, der das größte Unheil anzurichten drohte. Dort lagen auf dem eisernen Ballast, mit Ketten oder Stricken gefesselt, die gefangenen Piraten und gingen ihrem ungewissen Schicksal entgegen. Hier war die Gährung in den Gemüthern noch wilder, noch ungezähmter, und je weniger sie sich Hoffnung machen durften, einen Gedanken der Freiheit zu fassen, desto ungebundener liehen sie ihren Empfindungen Worte und brachen oft in ein lautes Wuthgeschrei aus, von den wachthabenden Marine-Soldaten und den Bootsmanns-

Maaten, die mit starken Tau-Enden zwischen ihnen umhergingen, nur mit Mühe zur Ruhe gebracht. Der Capitain, der von allen diesen Vorgängen genau unterrichtet war und stets geschärftere Maaßregeln erließ, beauftragte seinen Hochbootsmann, den gefangenen Piraten anzukündigen, daß, wenn einer von ihnen wieder laut das Wort ergriffe, um verbrecherische Anreizungen zum Aufruhr vernehmen zu lassen, und er schwiege nicht gleich bei der ersten Aufforderung, er ohne alle weitere Prozedur erschossen werden solle.

Ein Gemurmel des Unwillens flog durch die Reihen der Gefesselten, als ihnen dieser Befehl kund gethan ward, und in ihrem Beisein die wachthabenden Soldaten von dem Geschützmeister scharfe Patronen empfingen."

„Oho!" rief ein atlethischer Schotte. „Nun sollen wir nicht einmal reden? Wer will uns das verbieten?"

„Du hast es ja gehört!" sagte sein Nachbar, ingrimmig mit der Kette rasselnd.

„Der Capitain will es nicht?" fuhr der Schotte fort. „Was Teufel kümmere ich mich um diesen schäbigen Hund von Capitain? Nun gerade will ich toben und schreien, und will sagen, daß ich ihn verabscheue, und ihm in's Gesicht spucken, mit den Füßen treten und mit den Händen zerreißen will, so-

bald ich diese Kette von meinen Armen gestreift habe."

„Halte das Maul, Mac Keen! Du bringst uns mit Deinen nichtsnutzigen Reden allesammt in's Unglück."

„In was für ein Unglück kannst Du noch kommen, einfältiger Narr! Liegst da gebunden, mußt vor Hunger und Durst verschmachten, hast keinen frischen Athemzug das ganze Etmal hindurch und mußt geduldig abwarten, ob sie Dich eines gesegneten Morgens hängen, oder an einem unwirthbaren Strand aussetzen."

„Vielleicht finden wir ein Mittel, uns frei zu machen!" flüsterte sein Nachbar.

„Frei?" rief der Schotte. „An solchen Unsinn denke ich nicht mehr. Wahrhaftig nicht! Aber wenn ich es könnte — oho! Kameraden! Faßt einmal Eure Ketten an und versucht sie zu zerreißen! dann wollen wir die Stücke diesen Hunden an den Kopf werfen, daß ihnen der Athem ausgeht, und ihrem Friesischen Satan von Capitain die Eingeweide aus dem Leibe treten! Hurrah! für unsere Freiheit!

„Hurrah!" schrieen die Piraten und rasselten mit den Ketten, die jeder Anstrengung spotteten.

Da erschien ein Offizier oberhalb der Luke: „Ruhe

da unten, Ihr Alle! Und vor allem Du da in dem rothen Hemde!"

„Ich will nicht!" rief der Schotte, der mit einem rothwollenen Hemde bekleidet war. „Ich will diese Kette zerbrechen und sie Euch in's Gesicht schleudern! Ueber Bord mit Euch Allen, wenn wir uns losgemacht haben, und dann wird dies Fahrzeug ein Piratenschiff. Frisch, Jungens, versucht's noch einmal!" — Und mit seinen nervigen Fäusten ergriff er die Kette, um sie zu zersprengen, aber in demselben Augenblicke hatte der wachthabende Soldat auf einen Wink des Offiziers sein Gewehr angelegt, die Kugel pfiff und der Schotte stürzte mit zerschmettertem Hirnschädel zusammen.

„Nehmt Euch ein Beispiel!" sagte der Offizier und zog sich zurück. Bald darauf erschienen vier Matrosen in dem Raum, um die Leiche wegzunehmen, die durch eine Kanonenpforte des Zwischendecks über Bord gelantscht wurde.

Diese rasche Vollstreckung eines erst kurz vorher gegebenen Befehls brachte einen tiefen Eindruck auf die Piraten hervor, und hatte zur Folge, daß der wilde Lärm plötzlich unterbrochen ward; nur ein leises Geflüster setzte sich fort.

„Dieser Schotte war ein Narr!" flüsterte ein Eng-

länder, der bereits den Dänen, Schweden und Norwegern davon gelaufen war, und sich's nun bei den Piraten versuchte, seinem Nachbar, einem Pommer, zu. „Mit solchem Teufelslärmen richtet man nichts aus. Alles muß fein angefangen werden, dann glückt es auch. Wenn ich nur erst meine Arme frei hätte, dann sollte es mir nicht fehlen!"

„Das glaube ich Dir!" brummte der Pommer. „Wenn jeder meiner Zähne ein Marlpfriem wäre, dann wollte ich bald Platz machen. Aber der holländische Hund, der mich gefangen nahm, hat sie mir mit seinem Gewehrkolben alle eingestoßen, weswegen es mich auch nicht sonderlich kümmert, daß ich nichts zu beißen habe."

„Gebt mir nur freie Arme! Nur freie Arme!" seufzte der Engländer. — Ein Franzmann, der in der zweiten Linie lagerte, hatte diese Worte gehört und wußte sich so geschickt zu wenden, daß er dem Engländer zur Seite kam: „Ist's wahr, daß Du etwas thun kannst, wenn Du die Arme frei hast?" sagte der Franzose.

„Ich kann's, Bruder! Mein Arm ist stark, mein Verstand ist scharf, ich habe einen Plan, wie wir uns dieses Schiffes ohne die geringste Mühe bemächtigen. Kannst Du mir die Arme frei machen?"

„Das hoffe ich!“

„Wie willst Du's anstellen?“

„Laß es meine Sorge sein. — Da ist einer von den Bootsmanns-Maaten, die des Abends den Appell halten, der mich von frühern Zeiten kennt; mit dem will ich ein Wort sprechen. Dazu ist es aber nöthig, daß ich ihn so unbemerkt als möglich anreden kann, darum laßt mich draußen am Ende der Reihe liegen, dann muß er hart an mir vorbei! Still, Leute, still! die verdammte weißjackige Schildwache da oben hat ihr Auge auf uns gerichtet und droht mit dem Gewehre.“

Und die Piraten streckten sich nachläßig hin, als ob nichts vorgefallen wäre. Eine halbe Stunde später, als die Schildwache, durch die fortdauernde Stille getäuscht, ihre Aufmerksamkeit andern Theilen des Raumes zuwandte, kletterte der Franzose behende über seine Nachbarn weg und nahm den von ihm gewünschten Platz ein.

Die Gährung, welche unter den Gefangenen herrschte, war den Offizieren nicht unbekannt geblieben, und hatte bei mehreren derselben ein ernstes Nachdenken erweckt. Sie theilten sich gegenseitig ihre Besorgnisse mit, und kamen dahin überein, dem Capitain bescheidene Vorstellungen zu machen. Dieser lag in seiner

Kajüte halb ausgestreckt auf einer Bank und hörte die Mittheilung der Offiziere mit einem ungläubigen Lächeln an. „Pah, Ihr Herren, Wind, nichts als Wind! Sehen schwarz aus, Eure Träume, schwarz wie die Katzenpfoten, die sich bei einer Windstille auf hoher See zeigen. Aber wenn die Kralle sich kaum geöffnet hat, zieht sie sich auch wieder zusammen. Habt keine Furcht!"

„Mit Verlaub, Capitain!" entgegnete der erste Lieutenant ernst, „Furcht bleibt den Offizieren fern, welche die Ehre haben, unter der Flagge Hollands zu fechten. Aber selbst der Tapferste braucht sich der Vorsicht nicht zu schämen. Es ist Euch wohl erinnerlich, daß Herr de Ruiter selbst wünschte —"

„Es ist schon gut, Ihr Herren!" unterbrach Douwe Aukes unwillig seinen ersten Offizier. „So lange ich an Bord bin, geht Alles nach meinem Kopfe, so wahr ich allein den General-Staaten für Alles verantwortlich bin. Mir ist nicht unbekannt, welche Stimmung unter den Matrosen und Offizieren des Fockmastes am Bord dieses Schiffes herrscht; ich weiß wohl, daß sie lieber mit den Piraten in dem Raum gemeinschaftliche Sache machten und auf Seeraub auszögen, anstatt sich den Seegesetzen zu fügen, und als ehrliche Matrosen in den Tod zu gehen. Ich

weiß das Alles, Ihr Herren, aber ich bekümmere mich nicht mehr darum, als um einen Schluck Jenever, denn ich verlasse mich auf mich selbst und auf meine Herren Offiziere."

„Das könnt Ihr, Herr, im Leben und im Tode! Zur Ehre unserer Flagge und unseres Namens! Wenn wir aber dennoch —"

„Seht, Ihr Herren!" sagte der Friese sich von seiner Bank erhebend und die Offiziere mit blitzenden Augen ansehend, „seht, es wäre nichts leichter, als die Gefangenen irgendwo auszusetzen, oder sie zu tödten und über Bord zu werfen. Aber das ist nicht genug und hat keinerlei Zweck. Wir müssen diesen Franzosen zeigen, daß wir uns nicht vor ihnen fürchten, daß wir ihre sogenannten Kaper nicht respektiren und sie für nichts Anderes halten, als was sie wirklich sind, nämlich für verwegene Seeräuber und Diebe. Darum müssen die Kerle nach Holland; offen und frei vor aller Welt müssen sie verurtheilt und gehängt werden, mit allen gerichtlichen Proceduren, wie das Recht solches vorschreibt. Und dabei muß laut gesagt werden, aber so laut, daß es an allen Enden von England und Frankreich gehört wird: So soll es Jedem ergehen, der es wagt, seine Hand nach Hollands Ehre und Hollands Flagge auszustrecken.

Habt Ihr das begriffen, werthe Herren, dann ist es mir lieb, wo nicht, thut es mir leid; jedenfalls aber bleibt es bei meiner Verfügung."

Die Offiziere entfernten sich, sichtlich sehr unzufrieden mit diesem Ausspruche ihres Befehlshabers, und völlig einig, ihm bald noch dringendere Vorstellungen zu machen, wozu sich bei der Stimmung der Matrosen und der Verwegenheit der Gefangenen leicht ein Vorwand finden würde; Douwe Aukes aber blieb zurück und sann nach, welche neue Maaßregeln er zu nehmen hätte, wenn die Gährung, welche bereits alle Gemüther ergriffen hatte, nun auch noch seiner Offiziere sich bemächtigen sollte.

„Dann, Ihr Herren," sprach er vor sich hin, „dann kann es kommen, daß Keiner von Euch je seinen Fuß auf den Werften von Texel oder Vlissingen niedersetzt; dann keine Reisen mehr nach dem Haag, keine Gastereien in Amsterdam, keine Bankette zu Dordrecht. Pah! Wollt Ihr trotzen, oder seid Ihr feige? Sind das Offiziere, die sich vor einer Handvoll Lumpengesindel fürchten? Laß sie machen! Ich gehe meinen Weg!" Und voll dieses Entschlusses stieg er das Verdeck hinauf.

Die Stunde des Appells war gekommen. Unfern von dem Franzosen, der den Platz an dem äußersten

Ende seiner Linie erreicht hatte, stand einer der Bootsmanns-Maaten und hielt ein Tau-Ende in der Hand, um diejenigen damit zu züchtigen, welche während des Namens-Aufrufes eine Störung versuchen sollten. Der Franzose schob sich so dicht an ihn heran, daß er den Fuß des Maaten mit seinem Kopfe berührte.

„Lieg' still, Du Hund!" rief der Maat und holte zu einem tüchtigen Schlage aus. Der Franzose starrte ihn an, und der Maat, sichtlich erbleichend, ließ den Arm sinken.

„Nun!" flüsterte der Franzose. „Warum schlägst Du nicht zu, rother Fischer?"

„Still, um Gotteswillen, Du Satan! Still, bis nach dem Appell!" Und der Maat ging abseits, ohne sich nach einem der Piraten umzusehen.

„Merkt Ihr etwas?" sagte der Franzose zu seinen Nachbarn, dem Engländer und dem Pommer. „Wenn der Kerl wiederkommt und mit mir spricht, so thut, als ob Ihr nichts hört. Schnarcht lieber, so laut Ihr könnt, damit er denkt, daß Ihr schlaft!"

„Wollen's!" sagte der Pommer, und der Britte fragte: „Was ist's für Einer?"

„Der Kerl war, was wir sind. Fällt ihm jetzt ein, den ehrlichen Mann zu spielen, und trieb's drei Mal ärger, als einer von uns. Zwischen seinen

Schultern sitzt das Brandzeichen der Galeere. Er hat manches Goldstück aus dem Blute der von ihm Erschlagenen herausgefischt, und wurde deshalb rother Fischer genannt. Aber laßt mich jetzt in Ruhe, und achtet auf das, was ich Euch gesagt habe."

Eine Stunde später lag der Bootsmanns-Maat dem Franzosen zur Seite: „Was willst Du von mir?"

„Du sollst meine Kette losmachen, weiter nichts."

„Bist Du toll? Ich will nicht."

„Gut, mein Junge, dann halte Dich nicht weiter hier auf, aber sobald morgen die Wasser- und Brod-Ration ausgetheilt wird, verlange ich einen der Offiziere zu sprechen, und wenn er kommt, will ich ihn fragen, ob er nicht versuchen will, nachzusehen, was die beiden Buchstaben T. F. bedeuten, die —"

„Still, still! Du Teufel! —"

„Aha! Ich sehe, Du hast meinen Namen noch behalten! Jean Diable heiße ich! Nun also, nimm Vernunft an, rother Fischer. Mache mich los und bekümmere Dich dann um nichts, oder laß es bleiben und Du liegst morgen hier neben uns, um später mit uns gehangen zu werden."

„O Gott!" seufzte der Maat. Was soll ich thun? Ich habe so aufrichtig bereut."

„Da warst Du ein Narr!"

„Ich wollte ein ehrlicher Kerl werden!"

„Dafür allein schon verdienst Du den Galgen!"

„Alles ruhig da unten!" rief die Schildwache von oben herunter.

„Alles ruhig ist es!" antwortete der Bootsmanns-Maat mit lauter Stimme und fuhr dann flüsternd fort: „Jean Diable, ich bitte Dich —"

„Höre noch einmal!" sagte der Franzose leiser als vorhin, so daß die nächsten Nachbarn nicht mehr verstehen konnten, was gesprochen wurde. Dann streckte der Franzose sich aus und blieb regungslos liegen. Der Bootsmanns-Maat blieb noch einige Augenblicke an seiner Seite, ein leises Klirren der Kette ward gehört, dann war es wieder still. Der Maat erhob sich und ging der Leiter zu, die zum Zwischendeck führte.

„Wer da?" rief die Schildwache mit vorgestrecktem Gewehr.

„Bootsmanns-Maat von der Runde!"

„Alles wohl dort unten?"

„Alles wohl!"

„Ihr seid lange unten gewesen! Passirt! Gute Rüst!"

„Gute Wacht!"

Die Schildwache ließ den Bootsmanns-Maaten

vorüber, und als dieser bei seiner Hängematte anlangte, sagte der Franzose zu seinem Nachbar: „Ich bin los!“

Nach einer halben Stunde hatte der Franzose den vollen Gebrauch seiner Hände wieder, und benutzte sie dazu, um seinen beiden Nachbarn einen gleichen Vortheil zu verschaffen. Als der Morgen dämmerte, war Keiner der Piraten, der noch eine Kette an Armen oder Beinen hatte. Alles war still und geräuschlos vollbracht.

Als die Sonne aufgegangen war, wurden die obern Luken abgenommen; mit der frischen, erquickenden Luft drang auch das volle Licht des Tages in den Raum. Zu gleicher Zeit trat in dem Zwischendeck die Wache in's Gewehr, und die Bootsmanns-Maaten erschienen, um den Morgen-Appell zu halten. Kaum waren diese von der Leiter herunter, als die Piraten sich wie ein Mann erhoben; sie bemächtigten sich der Maaten, legten sie in Fesseln und nahmen ihnen die Waffen. Die Soldaten schlugen bei der ersten Bewegung der Piraten die Gewehre an und feuerten. Einige stürzten todt oder verwundet zusammen, aber dann wimmelte es auf den Leitern, und ehe sich die Soldaten von ihrer Bestürzung erholen konnten, waren sie von den Piraten zu Boden geworfen und entwaffnet.

Das Abfeuern der Gewehre hatte Alles im Schiffe aus dem Schlafe gerüttelt. Das Wachtvolk lief am großen Mast zusammen, die übrigen stürzten aus ihren Hängematten und rannten verstört nach oben.

Die Offiziere flogen die Treppe hinan, und der Capitain Douwe Aukes erschien mit gezogenem Säbel am Eingange der Kajüte.

„Was giebt's da?"

„Die Piraten sind los! Sammt und sonders!"

„Nein! Nein!"

„Gewiß, Capitain! Die Wache hat auf sie geschossen und diese ist bewältigt. Sollen wir angreifen?"

„Schießt die Hunde zusammen! Laßt mich vorn stehen! Geschützmeister! Zwei Geschütze mit gehacktem Blei geladen und dann in den Raum hinein gezielt."

Die Kanonen protzten ab und richteten eine furchtbare Verwüstung unter den Piraten an, die eben jetzt Alle der großen Luke zudrängten, um nach oben zu gelangen. Sie brüllten fürchterlich auf und stürzten rasend, schäumend vor Wuth auf die Marine-Soldaten und Matrosen los. Der rothe Fischer war leise abseits in das Kabelgat gegangen und hatte hier die geheime Luke geöffnet, welche in den Raum führte. Dicht daneben befand sich eine Kammer, wo die Reserve-Waffen aufbewahrt wurden. Jean Diable hatte

diese Vorkehrungen gesehen, und stürzte mit mehreren seiner Genossen und mit dem Rufe: „Hurrah, der rothe Fischer!“ zu dem Kabelgat hinauf. Dort bewaffneten sie sich und fielen den Marine-Soldaten in die Flanken. Die wenigen Truppen waren bald erlegen. Die Matrosen kämpften nur schwach; Einigen lähmte Furcht den Arm; Andere hatten, wie der rothe Fischer, Kameraden unter den Räubern und wollten nicht gegen diese kämpfen, Manche aber fanden Behagen an dem Räuberleben, sie traten offen zu diesen über, wurden mit lautem Jubel empfangen und kehrten nun ihre Waffen gegen ihre Flagge und ihren Capitain.

Die Offiziere des Halbdecks, obgleich während der Berathung voll Bedenken und Sorgen, hatten sich in dem Kampfe wie tapfere, entschlossene Männer benommen. Sie waren alle, mit rühmlichen Wunden bedeckt, gefallen und hatten dem Vaterlande ihre Schuld bezahlt. Douwe Aukes kämpfte noch immer mit Löwenstärke. Ueberall auf dem Schiffe herrschte Unheil und Verwirrung; nur auf der Stelle, wo er stand, blieb der Sieg. Ein Wunder war es fast, das ihn bis jetzt erhalten; er blutete zwar aus mehreren Wunden, aber er stand aufrecht und bot den Angreifern die Spitze. Anfangs hatte er seine Leute

mit kräftigen Worten anzufeuern gesucht, aber allmählig wurde er stiller. Als er einen seiner Lieblinge, den Unter-Steuermann Dirk Smidt, einen Jüngling von kaum achtzehn Jahren, unter den Messerstichen eines Piraten hinsinken sah, durchrieselte ihn ein Fieberfrost. Fast in demselben Augenblick erscholl ein lautes Hurrah; die Seeräuber hatten die Backschanzen genommen und waren Herren des Schiffes.

„Hurrah!" riefen die beiden Kerle, welche mit dem Friesen kämpften, der nicht mehr angriff, sondern sich nur vertheidigte; sie ließen in ihrer Trunkenheit von ihm ab und liefen nach vorn, um die Blutflagge aufhissen zu sehen. Dort entstand ein lautes Getümmel, dorthin drängte sich Alles. Der Friese stand ganz allein auf dem Hinterdeck, das Steuer flog willenlos hin und her, alle Segel lagen back und das Schiff trieb leewärts ab.

„Alles ist verloren!" sagte Douwe Aukes vor sich hin. „Hast mir da eine verdammte Botschaft aufgeladen, de Ruiter; sie kostet mich den Hals! Nun, auch gut so! Niemand am Lande, der nach mir ausschaut! Alles für die Flagge! Hurrah!"

Er ging langsam in die Kajüte.

Die Blutflagge wehte; die Piraten überließen sich dem tollsten bachantischen Jubel. Einer von ihnen

schlug vor, die Kanonen zu laden und die Piratenflagge mit der glatten Lage zu begrüßen. Dieser Vorschlag ward mit lautem Jubel aufgenommen.

Es fehlte an Pulver, und junges, leichtfüßiges Volk eilte nach der Pulverkammer. Der Eingang zu derselben war durch die Kajüte des Capitains. Die Aufrührer stießen die Thür der Kajüte ein und wichen, vor Schreck erbleichend, zurück. Der Eingang zu der Pulverkammer war bereits geöffnet, an dem Rande derselben stand ein Faß mit Pulver, dessen Boden abgehoben war. In die Mitte des Pulvers war ein Endchen Licht gesteckt; das Licht brannte

„Hollah, Ihr Hunde!" sagte Douwe Aukes, der unfern von dem verhängnißvollen Fasse auf einem Stuhl saß und sichtlich ermattet war von dem starken Blutverlust. „Warum kommt Ihr nicht näher?"

Es erfolgte keine Antwort.

„Meintet Ihr, ein holländisch Orlogschiff zu nehmen und damit auf verfluchten Seeraub auszuziehen? Als ich Euch auf der Treppe poltern hörte, steckte ich das Licht an. Ich hätte das Pulver gleich anzünden können, aber ich wollte nicht, daß Ihr ohne Vorbereitung zum Teufel fahren solltet. Nun, seht's Euch genau an! In zehn Minuten ist es herunter gebrannt; vielleicht fällt auch schon früher ein Funke ab und zündet. Dann Ade!"

Einer der Piraten ging vor. Er streckte die Hand aus, zitternd, von Angstschweiß überströmt, als wollte er es wagen, das brennende Licht aus dem Pulverfaß zu reißen.

„Zurück!" rief Douwe Aukes. Nur noch ein Haarbreit vor, und ich stoße mit dem Fuße gegen das Faß! Was? Seid Ihr Räuber, Mordbrenner, und könnt nicht dem Tod ruhig in's Auge schauen? Jammervolle Hunde!"

Heulend vor Angst und Wuth flogen die Piraten auf das Verdeck zurück, um zu verkünden, welches Loos ihnen bevorstände. Douwe Aukes blieb ruhig sitzen und sah auf das Licht: „Noch fünf Minuten!"

„Laßt mich hier sterben, Capitain!" sagte eine jugendliche Stimme in seiner Nähe.

Es war Jan, ein Waisenknabe, dessen sich der Capitain angenommen hatte, um ihn zum Seemanne zu erziehen. Dem Capitain kam plötzlich ein Gedanke.

„Du sollst nicht sterben, Junge! Vielleicht erhält Dich Gott, damit ein Zeuge dieser Stunde übrig bleibe. Kannst Du noch gehorchen?"

„Ja, Capitain!"

„Springe auf das Verdeck und auf die Galerie. Löse das Tau, woran der große Luftboje hängt; schlinge es Dir um den Leib und laß Dich über

Bord fallen. Wenn's Gottes Wille ist, wirst Du gerettet werden!"

Der Junge verließ die Kajüte und hörte noch den Capitain sagen: „Nun, mit Gott!" Er befolgte die erhaltene Weisung und ließ sich in die See fallen. Eine starke Bue hatte das Schiff gefaßt und drängte es hart nach dem Lee.

Am nächsten Morgen steuerte ein Kauffahrer denselben Cours. Beim Sonnen-Aufgang sah der Utkiekmann etwas Schwarzes in der See treiben. Man fischte einen Luftboje und einen Knaben auf. Es war Jan, der Kajütenwächter des Friesen Douwe Aukes,

Er war der Einzige, der von dem Untergange des Schiffes und von dem Piratenkampfe erzählen konnte.

XVIII.

Graf du Thou.

(28. April 1657).

Bereits am frühen Morgen war eine lebhafte Bewegung in den Straßen zum Gravenhaage, absonderlich aber in denen, welche zu dem Hause führten, das der neue französische Gesandte inne hatte, der vor drei Tagen angekommen war, und heute in feierlicher Sitzung der General-Staaten erscheinen sollte.

Jacques Auguste du Thou, Graf von Meslai und Präsident des Parlaments von Paris, erschien im Gravenhaage, um Genugthuung für die Wegnahme der französischen Schiffe im mittelländischen Meere zu fordern. Diese Forderung, mit allen ihren Klauseln, so wie die Art und Weise, wie solche vorgebracht wurde, empörte alle Gemüther und veranlaßte eine nicht geringe Aufregung, sowohl unter den Mitgliedern der General-Staaten, als auch unter dem Volke, das sich nicht damit begnügte, sei-

nen Zorn in sich zu verschließen, und mit den Zähnen zu knirschen, sondern seine Verwünschungen laut ausrief und mit seinen Drohungen keineswegs kargte.

„Soll mich der Teufel holen, wenn ich diesen Kerlen nicht den Schädel einschlage, sobald sie mir in den Weg treten!" sagte ein vierschrötiger Geselle, der sich unfern von der Wohnnng des französischen Gesandten aufgepflanzt, und einige Männer, Weiber und Kinder um sich versammelt hatte.

„Du hast immer das Maul voll, Claas!" kreischte eine Weiberstimme.

„Still, Frau Ann-Margreth!" entgegnete Jener mit Stirnrunzeln; „seht nach Eurem Kohlenfeuer und Eurem Theetopf, aber bekümmert Euch nicht um Manneswerk. Oder habt Ihr die Absicht, einen jener geputzten Franzosen mit Eurem glattem Gesicht und Euren achtzehn Jahren zu erobern?"

Alle schlugen ein lautes Gelächter auf, denn Frau Ann-Margreth war nicht achtzehn, sondern achtundfünfzig Jahre alt und ihr Gesicht wies Runzel an Runzel. Die Alte erhob drohend die Hand: „Daß Dich das böse Zeug! Du wirst noch durch einen solchen Franzmann verenden."

„Hat gute Weile!" lachte Claas auf. „Könnte vielmehr kommen, daß es umgekehrt der Fall würde.

Wenigstens lag die Schuld nicht an mir, daß so ein feines Bürschchen gestern Abend entkam, ehe ich ihn völlig todtgeschlagen hatte. Aber einige tüchtige Hiebe hat es doch gesetzt und er wird daran zu heilen haben."

„Was meint Ihr damit? riefen Mehrere. „Erzählt!"

„Nun, was wird's Großes gewesen sein!" sagte Claas, sich aufblähend. „Händel gab es, wie mir dergleichen täglich dutzendweise begegnen. Es dämmerte schon ziemlich stark und ich schlenderte müßig die Straßen auf und ab. Kam so ein schmuckes Junkerchen daher, das machte sich gewaltig breit und dachte mit keiner Sylbe daran, mir aus dem Wege zu gehen. Da sagte ich zu mir selbst: Der soll's fühlen!" und rannte gegen ihn an, daß er drei Schritte zurücktaumelte und beinahe in die Gosse gefallen wäre. Ich lachte laut über die seltsamen Capriolen, die er schnitt und ergötzte mich daran, daß er über Verletzung des Völkerrechts schrie, daß er ein Franzose sei und Genugthuung haben müsse für die Insolenz des Kabilaufressers. Versteht mich, der Kabilaufresser war ich. Das ist ein neues Schimpfwort, was diese Ausländer aufgebracht haben, um uns zu ärgern, aber sie sollen noch daran ersticken. „Gut, mein Junge," sagte ich also, „ein Kabilau ist mir nichts, dir nichts eßbar; aber ein Stockfisch, wie du, muß erst tüchtig

mit einem eisernen Hammer geklopft werden, bevor er genießbar wird." Und mit den Worten hob ich ihn in die Höhe, schüttelte ihn wie einen Pflaumenbaum im September, und begann darauf, ihn mit meinen Fäusten zu bearbeiten; er wäre auch wahrscheinlich todtgeschlagen worden, wenn er sich nicht losriß und davonlief."

Als Claas seine Erzählung beendigt hatte, erscholl Musik an dem andern Ende der Straße. Das versammelte Volk rannte mit lautem Geschrei dahin, um die Ballade eines Bänkelsängers zu hören, und bald befand sich Claas mit der alten Ann-Margreth allein. Der Gesell war sehr ungehalten über die Gaffer, die seine Abenteuer, welche er für Hollands Ehre bestanden, so gering achteten, daß sie die Possen eines Gauklers vorzogen, und zankte mit dem alten Weibe, das ihm grinsend gegenüberstand. Beide aber hatten nicht auf das geachtet, was in ihrer nächsten Nähe vorging. Mehrere Männer, deren Gesichtsbildung und Kleider sie als Ausländer bezeichneten, hatten sich genähert; ihr Führer winkte, sie fielen über den großsprecherischen Gesellen her und rissen ihn rücklings zu Boden.

Frau Ann-Margreth schrie laut auf, denn sie glaubte nicht anders, als der Bursche sei erschlagen. Als sie

aber sah, daß er sich aufraffte und sich zur Wehre setzte, war es ihr recht, daß er für seine frühere Grobheit einige Püffe erhielt, und sie sah dem Kampfe mit großem Gleichmuthe zu. Claas rang muthig mit seinen Gegnern und rief laut: „Gottes Tod! diese Hunde kommen hieher, unser Land zu verkaufen, unsern Handel zu verderben, unsere Häfen versanden zu lassen! Und wenn ein patriotisches Landeskind ein Einsehen hat und mit Fäusten drein schlägt, soll er noch von ihnen gehänselt werden? Laßt mich los, sage ich!"

„Bindet ihm die Arme auf dem Rücken zusammen, wenn er sich rührt! sagte der Anführer der Franzosen, und Frau Ann-Margreth, des Spottes von vorhin eingedenk, schlug dem Gefangenen ein Schnippchen: „Habe ich es Dir nicht gesagt, mein Söhnchen? Jetzt hast Du Dein Theil! Nun kannst Du mich wieder ausbieten! Mit Vergunst, Herr Franzmann, wohin werdet Ihr denn das Großmaul bringen?"

„Seht Ihr's nicht?" sagte Jener, sich zum Weggehen anschickend und zeigte auf seine Genossen, die mit dem noch immer tobenden Gefangenen dem Gesandtschaftshause zueilten. „Dort soll der Kerl für seine Unverschämtheit gezüchtigt werden, und Jeder, der

seinem Beispiel nachahmte, würde ein gleiches Schicksal haben."

Er folgte stolz seinen Kameraden, die eben jetzt über die Schwelle des Gesandtschaftshauses schritten, und die breiten Thorflügel schlossen sich hinter ihnen. Das alte Weib aber lief eiligst davon, um ihre Gevatterinnen von dem Geschehenen in Kenntniß zu setzen.

In dem Hause des Gesandten, wohin so eben der Gefangene gebracht worden war, fand ein lebhaftes Treiben statt. Auf dem Flur eilten Lakaien des Hauses hin und her; fremde Diener harrten, auf den Bänken lungernd, ihrer Herrschaft, Alle aber unterhielten sich nur durch Zeichen oder leises Flüstern. In den Staatszimmern des obern Stocks bemerkte man eine Anzahl französischer, englischer, holländischer und spanischer Herren, die dem neuen Gesandten aufzuwarten wünschten, und die fast Alle nach der Ehre einer geheimen Audienz trachteten. Junge Cavaliere, der Gesandtschaft beigeordnet, gingen hin und her, sie fragten nach dem Begehr der einzelnen Herren, trugen dasselbe in ihre Schreibtafel ein und versprachen, es dem Herrn Grafen zur weitern Beschlußnahme vorzulegen.

„Wie kommt's" fragte der Marquis Delorme einen

der Attaché's und die Ironie des Tones zeigte genugsam, daß er die gestellte Frage sich selbst hätte beantworten können, „wie kommt es, daß Monsieur de Fleury, sonst der Erste auf dem Platze, uns heute Morgen die Ehre seiner Gegenwart entzieht? Er ist doch nicht krank?"

„Es ist nicht besonders discret von Euch, Herr Marquis," entgegnete der Attaché, mich zum Erzählen von Brutalitäten aufzufordern; wendet Euch damit an die Brutalität!" — wobei er im Weitergehen auf einen wohlbeleibten Holländer zeigte, der Wechselgeschäfte trieb und bei welchem mehrere Herren der Gesandtschaft accreditirt waren.

„Zu viel Aufhebens von einer Tracht Prügel!" rief dieser. „Euer Herr von Fleury wird diese Anleihe schuldig bleiben, wie so manche andere."

„Wahrhaftig!" riefen ein Paar junge flamändische Edelleute, und der Aelteste von ihnen fügte hinzu: „Die Einlösung hat allerdings ihre Schwierigkeiten!"

Es entstand ein lautes Gelächter, das der Obrist Pearce unterbrach: „Die Schwierigkeiten möchten zu beseitigen sein, und wenn die Einlösung beliebt wird, Herr von Fleury aber, seines Unwohlseins halber, einen Geschäftsführer braucht, so stehe ich zu Diensten!" Bei diesen Worten berührte er den Griff seines De-

gens, und die jungen Flamänder machten dem Britten eine Verbeugung. Man hatte sich verstanden.

Herr François, der vertraute Kammerdiener des Gesandten, durchschritt den Saal; ein spanischer Hidalgo trat ihm ceremoniös in den Weg: „Erlaubt, Herr! Wer ist jetzt bei Seiner Gnaden?"

„So viel ich weiß, Signor Taldini."

„Signor Taldini?" fragten Mehrere. „Wer ist es? Vielleicht ein lombardischer Unterhändler?"

„Keineswegs!" entgegnete der Kammerdiener lachend. „Signor Taldini ist Schauspieler."

„Caracho!" rief der Spanier. „Ein Schauspieler! Und hier harren Männer, denen jede Minute kostbar ist!"

„Die Minuten der Schauspieler sind auch kostbar," antwortete François leichthin im Weitergehen; „die Minuten der Schauspieler und Schauspielerinnen!"

Der Schauspieler Taldini befand sich in der That in dem Kabinette des Grafen. Er gehörte zu der Truppe des Joseph Gelosi, den der Cardinal Mazarin von Mailand nach Paris berufen hatte.

„Ich bin Euch für Euren Bericht sehr verbunden, mein lieber Taldini!" sagte der Graf herablassend. „Der Herr Cardinal, ist unablässig bemüht für das

Vergnügen der Pariser; sie können ihm nicht dankbar genug sein. Hoffentlich wird man in der nächsten Saison Gelegenheit genug haben, Eure und Eurer Kameraden Fähigkeiten zu bewundern."

„Euer Excellenz sind allzu gnädig! Ich bitte, im Namen unsrer Gesellschaft, Dero Erwartungen geneigtest etwas herabzustimmen, damit wir nicht zu sehr in Nachtheil gerathen, wenn dieselben sich später getäuscht finden. Das Wollen ist ein Riese, Excellenz, er glaubt Felsen versetzen und Eichenstämme brechen zu können; aber das Vollbringen ist nur ein schwacher Zwerg, dem die geringste Anstrengung Mühe verursacht. Milde und Nachsicht mit unsern geringen Leistungen, flehe ich."

„Gewährt, mein lieber Taldini! Setzt Eure Reise fort und bringt den Parisern etwas mehr geläuterten Kunstgeschmack bei, wenn es beliebt. Die wahre Grazie und Schönheit, welche das unvergängliche Attribut der Kunst sind, haben ihre Heimath doch nur in Italien. Aber wenn Italien ein kunstgeübter und befähigter Meister ist, so ist dagegen Paris ein dankbarer und gelehriger Schüler. Auf Wiedersehen!"

„Wenn Italien in der That einige der Vorzüge besitzt, welche Euer Excellenz demselben so bereitwillig spenden, so bedarf die keimende Pflanze der allbele-

benden Sonne; der Künstler lechzt nach der Gunst des Mäcen. Das große Frankreich enthält solche hohe Gönner; einem der edelsten nehme ich mir jetzt die Ehre, mich auf das Angelegentlichste zu empfehlen."

Der Künstler machte eine tiefe Verbeugung und entfernte sich. Der Graf klingelte, François trat ein.

„Mon cher François," sagte Herr du Thou mit gnädigem Kopfnicken, wer ist im Vorzimmer?"

„Nichts von Bedeutung! Viele Leute, die ein großes Interesse haben, Euer Excellenz bald zu sprechen, aber Keiner, dessen Mittheilungen Sie nicht erwarten könnten."

„So laß sie warten! — Ah, Herr von Ancourt!" wandte sich der Graf an einen jungen Mann, der so eben eingetreten war. „Guten Morgen! Was bringen Sie?"

„Einige Papiere, die der Unterschrift Euer Excellenz harren, und einige mündliche Notizen."

„Sogleich! — François! Meinen Morgengruß an Demoiselle Jeannette, es soll mich freuen, sie beim Frühstück zu finden."

Der Kammerdiener ging und der Graf beschäftigte sich mit dem Unterzeichnen der Papiere, die Herr

von Ancourt ihm vorlegte. Nun, mon cher! Ihre Notizen?"

„Sind erwünscht. Unsere Agenten arbeiten vortrefflich. Der Handelsstand ist schwierig gemacht und die General-Staaten werden große Widersacher finden, wenn sie in ihrem Trotze gegen Frankreich beharren wollen. Der Kaufmann zittert vor dem Embargo, womit Mazarin ihre Waaren und Schiffe bedroht; er will nichts, als Ruhe und Frieden."

„Das ist gut! Was sagen die Werber unter dem Seevolk?"

„Alles nach Wunsch. Unsere Livres thun die beste Wirkung. Es giebt hier Matrosen genug, die den Henker nach der Flagge der Provinzen fragen und gern an Bord unserer Schiffe gehen wollen."

„Sehr gut! Mein lieber Herr von Ancourt, fahren Sie fort, den Geschäften eine gleiche Aufmerksamkeit zu widmen, und ich werde Ihrer bestens gedenken."

Ein leises Klopfen ward gehört. Der Graf vernahm es: „Nehmen sie diese Papiere wieder nach sich, mein Herr, und expediren Sie schleunigst das Nöthige. Auf den Abend erwarte ich Sie wieder hier."

Der Attaché entfernte sich und der Graf zog eine Schnur. Ein schwerer Vorhang rauschte auf und

durch eine geheime Thür hüpfte eine Dame in das Kabinet. Sie war jung und schön, geschmückt mit dem ganzen Reichthum der Amoretten und Grazien. Leicht flog sie dem Grafen entgegen, aber als sie nahe vor ihm stand, that sie, als ob sie sich besönne, einen Schritt zurück, machte eine tiefe Verbeugung und sagte: „Darf ich unterthänigst fragen, wie Euer Excellenz geruht haben?"

„Danke, meine kleine Närrin, danke! Und Du? Wie findest Du Dich in dem Lande der stolzen Mynheers zurecht? Wie gefällt Dir die Gravität und der feierliche Ernst, womit diese Herren stets einherschreiten?"

„Excellenz!" sagte la petite Jeannette lebhaft, „das ist Alles abscheulich. Diese Männer sehen aus wie Marionetten am Drahtseil, und dieses Land ist ein Theater mit schlechten Dekorationen; da sieht man nichts als lange Kanäle, Waarenballen und Matrosen; die ganze Atmosphäre riecht nach gesalzenen und gedörrten Fischen. Guter Gott, wie langweilig ist dieses Holland! Was machen wir nur hier?" —

„Ich dachte, ma petite Jeannette wäre vollständig in unsere diplomatischen Geheimnisse eingeweiht?"

„Laßt sehen, ob ich es weiß. Wir erscheinen hier,

um zwei Schiffe zu reklamiren, welche uns diese Holländer abgenommen haben."

„Du bist sehr genau von dem Stande der Angelegenheiten unterrichtet."

„Und Ihr wollt, daß ich das glauben soll? Um einer solchen Kleinigkeit willen diesen Lärmen, diese Kosten! Wenn Ihr Eure Schiffe durchaus hättet wieder haben wollen, so hättet Ihr sie mit Gewalt holen können, das wäre kürzer und wohlfeiler gewesen, und unsere jungen See-Offiziere, die nach dem Kranz des Ruhmes dürsten, hätten es Euch auch Dank gewußt."

„Das ist ganz charmant, mein Kind! sagte der Graf. „Du bist kurz und ohne Umstände. Aber die Freundin eines Gesandten sollte doch etwas mehr Scharfblick haben. Diese Holländer nahmen „La Reine" La! La! Sie nahmen „Le Chasseur" Bah! Bah! Warum waren die Capitaine solche Hasen und ließen sich ihre Schiffe nehmen?"

„Aber weshalb sind wir denn hier?" fragte la petite Jeannette ganz erstaunt.

„Nun, Du kleine Neugier!" entgegnete der Graf, „nicht um unsere beiden Schiffe wieder zu holen, sondern um, wo möglich, die ganze holländische Flotte in den Grund zu bohren."

„Wie, Excellenz? Aber wie wollt Ihr das machen? Bitte! Bitte! Ihr müßt es mir sagen!" Und sie schlang ihren Arm mit dem reizendsten Lächeln um den Nacken des Grafen.

„Ich werde wohl müssen!" antwortete der Graf. „Merke denn auf und suche meine Intentionen zu begreifen. Frankreich ist groß, es will größer werden. Wie kann es das? Durch eine ausgedehntere Herrschaft zur See. Um diese zu erreichen, muß es die Seemacht Hollands und Englands schwächen. Soll es seine junge Kraft daran wagen, um eine oder die andere dieser Mächte, ohne Aussicht auf bedeutenden Erfolg, anzugreifen? Nein! Frankreich zieht es vor, jene beiden Mächte sich unter einander selbst aufreiben zu lassen, und unterdessen in der Stille zu wachsen."

„Herrlich! Herrlich!"

„Darum bin ich hier, das ist mein Zweck! Zum Schein fordere ich zwei uns genommene Kaper, und suche in Wahrheit — doch das gehört nicht hieher. Ma petite Jeannette! Du machst mich zum Schwätzer! Ich werde in Zukunft vorsichtiger sein. Aber lassen wir jetzt die langweiligen Geschäfte und versuchen wir, uns zu zerstreuen." — Er zog die Klingel. Der Kammerdiener trat ein.

„Mon cher François," sagte der Graf, „bittet

Herrn von Ancourt, sich in den Audienzsaal zu begeben, und mich zu entschuldigen. Ich sei zu sehr mit Geschäften überhäuft; morgen würde ich mit Vergnügen Jedermann empfangen."

„Sehr wohl, Euer Excellenz!"

„Dies Schreiben an den englischen Botschafter. Still und heimlich. Tragt es selbst hin."

„Sehr wohl, Euer Excellenz!"

„Ist das Frühstück bereit?"

„Ja, Euer Excellenz!"

„So laßt es sogleich auftragen! Jeannette, Deinen Arm! — Und wenn die Deputation der Herren General-Staaten kommt, um mich zur Versammlung abzuholen, laßt die Herren höchstens eine halbe Stunde warten."

„Sehr wohl, Euer Excellenz!"

Eine Stunde später empfing der Graf die Deputation der General-Staaten welche ihn nach dem Sitzungssaale geleiten sollte. Als man über den Flur des Hauses ging, vernahm man von dem Hofe her ein furchtbares Geschrei. Die Deputirten stutzten und sahen den Grafen fragend an. Dieser befahl einem der Lakaien zu reden.

„Halten zu Gnaden!" entgegnete dieser. „Unsere Stallknechte haben den Handwerks-Gesellen, welcher es

in letztvergangener Nacht gewagt hat, seine Hand an Herrn von Fleury zu legen, eingefangen, und er wird eben jetzt durchgepeitscht."

„Die Deputirten ließen einen Ruf des Unwillens vernehmen, und ihr Wortführer sagte: „Wie, Herr Gesandter? Ein Bürger des Landes, das Euch gastfrei empfing —

„Mein Herr Deputirter!" unterbrach der Graf den Sprecher, „wenn einem Mitgliede Eurer Gesandtschaft in Paris solche Unbill widerfahren wäre, so würde der Herr Cardinal-Minister den Uebelthäter nicht bloß durchpeitschen, er würde ihn hängen lassen. Gehen wir, wenn es beliebt."

Die Versammlung der Deputirten war heute sehr stürmisch, und selbst bei dem Eintritt des französischen Gesandten wurde die Ruhe nur mit Mühe hergestellt. Herr van Gent, der zur Zeit den Vorsitz führte, erhob sich, um den Grafen mit einigen Worten zu begrüßen; und als dieser seinen Dank ausgesprochen und den Staatssessel eingenommen hatte, fragte der Vorsitzende mit abgemessenen Worten nach den Wünschen des Herrn du Thou.

„Ich habe bereits die Ehre gehabt," sagte dieser mit hochfahrendem Tone, „den Edelmögenden Herren meine Forderung schriftlich in großer Ausführlichkeit

mitzutheilen, und fühle keinen Anlaß, alle Beschwerden wörtlich zu wiederholen. Ihr wißt es, worin meine Forderungen bestehen, und leicht könnt Ihr Euch darüber einigen, welche Antwort mir zu geben sei.

„Die Provinzen können durchaus nicht begreifen, daß sie im Unrecht sind!“ sagte Herr van Gent. „Es ist vielmehr die allgemeine Ansicht, daß unser Admiral die Interessen Hollands wohl verstand, als er die französischen Kaper nahm. Indessen ist die Freundschaft Frankreichs ein schätzbares Gut, das man gern durch einige Opfer erkauft, und wenn es der besondere Wunsch Eures Souverains ist, Herr Graf von Meslai, so sind wir bereit, ihm die genommenen Schiffe zurückzugeben.“

„Frankreich will kein Geschenk, sondern ein Recht!“ entgegnete der Graf stolz. „Es will jene beiden Schiffe nicht als Gnade von Euch empfangen, sondern Ihr sollt sie ausliefern mit dem Bekenntniß, daß Ihr sie widerrechtlich genommen habt; Holland soll nicht bloß wieder erstatten, was ihm nicht gehört; es soll auch sein Unrecht eingestehen, und dies vornehmlich durch Bestrafung jenes übermüthigen Offiziers, jenes de Ruiter —“

Ein lautes Murren unterbrach den Gesandten; die Deputirten verließen ihre Plätze und bildeten Gruppen. Der Uebermuth des Franzosen hatte ihren Zorn

erregt, und nur mit der größten Anstrengung vermochte es der Vorsitzende, die Ruhe nothdürftig für einige Augenblicke wieder herzustellen. „Bedenkt es wohl, Herr Abgesandter, ist das Euer Ultimatum?"

„Ja!" entgegnete dieser mit lauter Stimme. „Ja! Und ich werde bei dieser Forderung beharren. Die Folgen der Weigerung fallen auf Euch!"

„Wir werden sie zu tragen wissen!" rief einer der Deputirten von seinem Platze aus.

„Ich will es Euch wünschen!" antwortete höhnisch der Gesandte. „Doch, denke ich, wir haben ein Mittel in Händen, Ihr Herren, Euch, wenn es nöthig sein sollte, zur Erfüllung unseres Wunsches zu zwingen. Um Euretwillen möchte ich Euch mehr Nachgiebigkeit wünschen, denn wenn ich nicht irre, ist schon jetzt von dem Kabinet des Herrn Cardinal-Ministers die Verfügung ausgegangen, sämmtliche holländische Schiffe in den französischen Häfen mit Beschlag zu belegen.

Auf's Neue ward die Ruhe unterbrochen. Geschrei ertönte von allen Seiten, einzelne Drohworte wurden dazwischen gehört.

„Das ist wider alles Völkerrecht!" rief Einer.

„Man muß Repressalien gebrauchen!" ein Anderer.

„Laßt uns die Unterhandlungen mit Frankreich ganz abbrechen!" rief ein Dritter. „Laßt ihre Schiffe,

die sich in unsern Häfen befinden, an die Kette legen, und verbietet die Einfuhr französischer Waaren!"

„Das heißt mit andern Worten", entgegnete ein Vierter, etwas besonnener „erklärt den Franzosen sofort den Krieg.

„Auch das! Krieg!" fielen Mehrere ein.

Der Lärm dauerte fort. Der Vorsitzende trat zu dem Gesandten: „Ihr habt durch Euer Benehmen die Gemüther entzündet; durch Eure maaßlosen Forderungen —"

„Hierüber kein Wort weiter!" entgegnete Herr du Thou höflich, aber fest. „Ich handle streng nach meinen Instruktionen."

Einer der Gesandtschafts-Cavaliere trat heran und reichte dem Grafen eine Depesche. Dieser eröffnete das Schreiben mit einer Verneigung gegen Herrn van Gent, und las mit der größten Aufmerksamkeit. Ein Strahl der Freude drang aus seinen Augen, der Mund verzog sich unwillkürlich zu einem feinen Lächeln; ehe aber noch einer der Deputirten das Benehmen des Gesandten bemerkt haben konnte, hatte dieser seine gewöhnliche Haltung wieder angenommen, und sagte zu dem Vorsitzenden: „Ihr seid wahrscheinlich mit mir überzeugt, werther Herr, daß unter den obwaltenden Verhältnissen an eine Wiederaufnahme der Verhand-

lungen für heute nicht zu denken ist. Lassen wir diese also jetzt fallen, und gestattet mir, mich zu entfernen. Vielleicht erlaubt Ihr, daß ich Euch heute Abend einen Augenblick in Eurer Behausung sehen darf?"

„Wenn Ihr meinem geringen Hause die Ehre Eures Besuches schenken wollt," entgegnete Herr van Gent verbindlich, „werde ich mich bemühen, Euch mit jeder Eurem Range schuldigen Rücksicht zu empfangen."

„Nichts von dergleichen, mein werther Herr Präsident. Ohne alle Ceremonien. Ich treffe Euch allein, oder unter Euern Freunden, wie es die Ordnung des Hauses will. Ich wünsche nicht zu stören, sondern zu fördern, das ist meine Absicht. Vielleicht — ich sage vielleicht — gelingt es mir noch heute, alle Mißverhältnisse zu beseitigen und ein freundschaftliches Vernehmen herzustellen, wenn ich dabei auf ein Entgegenkommen von Eurer Seite rechnen kann."

Er entfernte sich, höflich grüßend, und Herr van Gent murmelte vor sich hin: „Sonderbar! Was kann jene Depesche ihm gebracht haben?"

Als der Graf von Meslai nach Hause kam, eilte ihm Jeannette entgegen: „Nun, mein lieber Graf, wie weit seid Ihr mit Euren Unterhandlungen gediehen?

Muß ich lange in diesem Fischgeruch athmen und mich zum Sterben langweilen?"

„Keinesweges, ma chère! Wir können vielmehr schon morgen nach Paris zurückkehren."

„In der That?"

„Zuverlässig! Du sollst es sogleich sehen! François!"

Der Diener kam: „Zu Euer Excellenz Befehl!"

„Wir kehren morgen nach Frankreich zurück!"

„Sehr wohl, Euer Excellenz!"

„Benachrichtigt Jedermann davon, und laßt uns nicht durch langes Einpacken aufgehalten werden."

„Sehr wohl, Euer Excellenz! Wie wird es aber mit den auf morgen bewilligten Audienzen?"

„Sie werden bei unserer nächsten Wiederkehr stattfinden. Es ist nicht nöthig, die Vorkehrungen zur Reise geheim zu halten. Ich habe jetzt Geschäfte, mon ange! Auf Wiedersehn bei Tafel!"

Jeannette ging hocherfreut in ihr Kabinet zurück und François verbreitete die Neuigkeit von der Abreise in dem ganzen Hotel. Als der Graf allein war, zog er die empfangene Depesche hervor und durchlas sie noch einmal mit vieler Aufmerksamkeit. „Großen Dank! England leistet uns, ohne es zu wissen, abermals einen wesentlichen Dienst. Es zerrt neuerdings an Holland und wir können fortfahren, den ruhigen

Beobachter zu spielen. Auch Portugal leistet uns, ohne es zu wissen, angenehme Dienste. Ha! ha! ha! Ueber die weisen Herren! England glaubt uns zu schaden, indem es unvorsichtig in die glühenden Kohlen greift, und holt doch nur für uns die Kastanien aus dem Feuer! Ganz vortrefflich! Es lebe die Diplomatie!

Abends waren die Gesellschafts=Zimmer des Herrn van Gent mit erlesenen Gästen gefüllt. Der edle Wirth bildete den Mittelpunkt derselben, und unterhielt sich angelegentlich mit seinen politischen Freunden, die sich in seine Nähe gedrängt hatten.

„Wir müssen auf unserer Huth sein!" sagte der würdige Präsident. „Der Graf von Meslai ist ein sehr feiner Unterhändler, und gerade dann, wenn er sich am liebenswürdigsten zeigt, ist er am meisten zu fürchten. Darum meine ich auch, daß der Besuch, den er mir angekündigt hat, nur eine Falle ist."

Die Deputirten waren verschiedener Ansicht, Jeder theilte die seinige mit und es schien sich eine fast eben so verworrene Debatte zu bilden, wie solche am Morgen in öffentlicher Sitzung stattgefunden hatte, als Herr van der Wildt plötzlich ausrief: „Seht nur! Alle unsere Verlegenheiten haben aufgehört! Cornelius

de Baaker hat bereits den Mund gespitzt, um uns seine weisen Erfahrungen mitzutheilen. Redet, Cato!"

Cornelius de Baaker galt für den schärfsten Witzbold im Haag, kaum hatte daher van der Wildt gesprochen, als sich Jedermann an Cornelius de Baaker wandte, und Herr van Gent fast leidenschaftlich fragte: „Wißt Ihr in Wahrheit ein Mittel, uns aus dieser Verlegenheit zu reißen?"

De Baaker trat feierlich einen Schritt näher, verneigte sich tief vor dem Kammer-Präsidenten und sagte: Point du tout!"

Dies schlagende Witzwort rief ein schallendes Gelächter hervor, es flog von Mund zu Mund und beschäftigte die Gesellschaft so sehr, daß Niemand den Herrn du Thou bemerkte, der kurz zuvor eingetreten, und Zeuge der Wirkung war, welche dieses auf seine Kosten gemachte Bonmot hervorbrachte.

„Bravo, meine Herren! Bravo!" sagte er laut und mit großer Heiterkeit. „Ihr werdet den bisherigen Ruhm des Louvre verdunkeln. Point du Thou! Und in demselben Augenblick trete ich ein. Gesteht, Ihr Herren, die Situation ist pikant! Keine Entschuldigungen, bitte ich; allgemeine Amnestie; wir werden, hoffe ich, einen fröhlichen Abend mit einander zubringen."

Die Niederländer machten gute Miene zum bösen Spiel; Mynheer Cornelius de Baaker nahm mit affektirter Bescheidenheit die Complimente der französischen Gäste entgegen, und bald herrschte in der Gesellschaft eine heitere, ungezwungene Stimmung.

Der Gesandte und der Präsident gingen unterdessen Arm in Arm einem einsamen Kabinette zu. „Habe ich denn Euer Excellenz recht verstanden?“ fragte der Niederländer.

„Vollkommen, mein werther Freund! Vollkommen, hoffe ich! Meine Regierung erklärt sich zufriedengestellt, wenn Ihr uns die beiden Schiffe „La Reine“ und „Le Chasseur“ freigebt, und für den Schaden, den sie genommen haben, Euch zu einer billigen Entschädigung anheischig macht. Gebt mir dazu Eure Einwilligung, und der Zweck meiner Mission ist erfüllt.“

„Und das Embargo auf die holländischen Schiffe?“

„Soll, wenn es wider Vermuthen schon zur Ausführung gebracht ist, sogleich nach Eurer Erklärung wieder aufgehoben werden, vorausgesetzt, daß Ihr Eure Drohung, betreffend das Verbot der französischen Waaren, nicht zur Ausführung bringt.“

„Das ist abgemacht, Herr Abgesandter!“ rief fröhlich van Gent. „Zwar bedarf es, um der Form willen, noch der offenen Zustimmung der Herren

Staaten; aber seid gewiß, daß diese morgen unbedingt erfolgt. Was habt Ihr wegen Eurer Forderung in Betreff unseres Admirals de Ruiter beschlossen?"

„Ich überlasse das Eurem Ermessen!" sagte der Gesandte kalt, „und habe die Ehre, Euch einen guten Abend zu wünschen, Herr Präsident!"

Der Gesandte empfahl sich und Herr van Gent winkte seinem Secretair: „Habt die Güte, Herr Catt, ein Schreiben an den Herrn Admiral de Ruiter zu entwerfen, worin Ihr ihm sagt, daß die Umstände freilich geboten hätten, die beiden von ihm genommenen Schiffe an Frankreich zurückzugeben, daß aber die Herren Staaten nichtsdestoweniger sein Benehmen mit dem unbedingtesten Lobe anerkennten, daß er fortfahren möge, Hollands Interessen mit gleicher Aufmerksamkeit wahrzunehmen, und unserer fortdauernden Freundschaft versichert zu sein."

Kaum hatte der Präsident seinen Secretair mit dieser Weisung entlassen, als ihm gemeldet wurde, daß sämmtliche Franzosen sich bei der Gesellschaft beurlaubt hätten.

„Wohl!" sagte der Präsident aufathmend. „Man soll die Abendtafel anrichten!"

XIX.

Vor Spessa.

(1657.)

Graf du Thou hatte den Haag verlassen, um sich nach Paris zu begeben. Auf dem halben Wege begegnete ihm ein Bote des Cardinal-Ministers mit geheimen Depeschen, nach deren Empfang er wieder auf seinen Posten zurückkehrte. Im Haag angelangt, trat er sogleich handelnd auf. Er machte den General-Staaten bekannt, daß es der entschiedene Wille seines Allerdurchlauchtigsten Souverains sei, mit Holland in dem besten Einverständniß zu bleiben und mit demselben einen neuen Friedens- und Freundschafts-Traktat zu errichten. Bis dies aber geschehen könne, möge man, und zwar einstweilen auf drei Monate, den Vertrag annehmen, den Frankreich am 10. März 1655 mit den deutschen Hansestädten abgeschlossen.

Holland bot willig die Hand zu dieser Ueberein-

kunft. Der deutsch-französische Vertrag wurde für die Dauer von drei Monaten beliebt und von beiden Seiten Commissarien ernannt, um die einzelnen Artikel eines neuen Handels-Bündnisses wohl zu überlegen und festzustellen. Mit dem sorgfältigsten Fleiße ward diese Arbeit beendet und zur Genehmigung nach Paris geschickt, indem die Mitglieder des Handelsstandes, mit den Punkten dieser Uebereinkunft wohl bekannt, die besten Hoffnungen für die Zukunft hegten.

Aber bald gewann es den Anschein, als ob diese Hoffnungen nicht so bald in Erfüllung gehen sollten. Wochen, Monate vergingen, seitdem die General-Staaten ihre Bewilligung ausgesprochen hatten, und noch immer war die Ratification des Königs von Frankreich nicht angelangt. Diese Zögerung war nicht dazu gemacht, sich das Vertrauen der Holländer zu erhalten; man schöpft Verdacht; die Meinung, als habe man die Provinzen nur hinhalten wollen, um einen in der Stille vorbereiteten Schlag auszuführen, gewinnt täglich mehr die Oberhand und die Stellung des Gesandten wird immer schwieriger. Die General-Staaten glauben, diesen Zustand der Dinge nicht länger andauern lassen zu dürfen und geben die feste Erklärung ab, daß, wenn Frankreich demselben nicht

sogleich ein Ende mache, zu den entschiedensten Maaßregeln geschritten und das härteste Embargo ausgesprochen werden solle. Dieser Beschluß thut seine Wirkung und am 16. August erscheint der französische Gesandte, um den von dem Könige von Frankreich ratificirten Traktat zu überreichen, der als ein Pfand des Friedens von allen Seiten mit Jubel begrüßt wird.

Eine der ersten Folgen dieses Vertrages war das Einstellen jeder feindseligen Maaßregel, und es wurde sogleich eine außerordentliche Botschaft an den Vice-Admiral de Ruiter abgesendet, um ihm die nothwendig gewordenen Ordres zu überbringen.

Der Admiral, bisher ohne alle Nachricht von den schwebenden Unterhandlungen und dem allmähligen Fortgang derselben, setzte seine Bestrebungen fort und machte mit seiner Escadre Jagd auf alle französischen Schiffe, die nur irgend einen zweideutigen Charakter zeigten. Die Franzosen waren indessen sehr auf ihrer Huth und wußten dem tapfern holländischen Seekrieger in hundert Wendungen zu entgehen. Endlich gelang es ihm, mehrere Fahrzeuge, alle wohl bemannt und wohl ausgerüstet, sämmtlich den Charakter von versteckten Raubfahrzeugen tragend, vor den Schuß zu bringen. Aber in dem Augenblicke, da er den

Angriff beginnen wollte, über dessen Ausgang kein Zweifel war, sprang der Wind um. Die holländische Flotte, die bis dahin stolz den Luf gehalten, kam dadurch in Nachtheil und die Franzosen benutzten diese Gelegenheit, zu entkommen. Sie liefen Land auf, segelten in den Hafen von Spessa und gingen unter dem Schutze der genuesischen Kanonen vor Anker.

Die Holländer kreuzten auf der Rhede von Spessa, um die Franzosen am Auslaufen zu verhindern. Sie erklärten jene Schiffe in Blokade-Zustand, schnitten ihnen jeden Verkehr mit Außen ab, fingen alle Zufuhr von Lebensmitteln auf und suchten zugleich, so viel als möglich, durch bewaffnete Schaluppen den Verkehr mit dem Lande zu erschweren. Zugleich wandte sich der holländische Admiral mit dem Ersuchen an die genuesische Regierung, den französischen Schiffen, die theils des Seeraubes verdächtig, theils überwiesen wären, den Aufenthalt in einem ihrer Häfen nicht länger zu gestatten.

Die Regierung von Genua befand sich in nicht geringer Verlegenheit. Sie hatte alle Ursache, mit den Holländern in freundschaftlichen Beziehungen zu bleiben und diesen, so viel als möglich, zu Willen zu sein, aber auch Frankreich war ein gefürchteter Grenznachbar und würde die Auslieferung seiner Schiffe

nicht gleichgültig ertragen haben. Man machte Ausflüchte, und als diese den holländischen Admiral nicht länger befriedigten, sandte man als Unterhändler Herrn Lazarus Maria Doria, einen Nachkommen jenes mächtigen und gefürchteten Geschlechts der Doria, das einst in Genua allmächtig herrschte. Doria war ein feiner, gewandter Unterhändler, und suchte alle möglichen Gründe und Scheingründe hervor, weshalb Genua nicht darein willigen könne, die französischen Schiffe, welche sich unter seinen Schutz gestellt hätten, auszuliefern. Es sei zwar wahr, räumte er nothgedrungen ein, daß jene fünf Kriegsschiffe, welche jetzt in dem Hafen eingeschlossen lägen, zu den berüchtigten Raubschiffen von Toulon gehört hätten, doch ständen sie jetzt in dem Dienst des Königs, sie hätten zu Via Regia Truppen ausgeschifft, und Genua dürfe in ihre Beschlagnahme nicht willigen. In der Hauptstadt des Landes wüthe die Pest mit allen ihren Schrecken und der holländische Admiral möge, unter Berücksichtigung der bedrängten Lage des Landes, seine Forderungen nicht bis zum Aeußersten treiben. Aber de Ruiter blieb unerschüttert und erklärte, daß er sein Ziel um jeden Preis erreichen müsse und nicht gesonnen sei, auch nur ein Haar breit von seiner Pflicht zu weichen.

Während diese Unterhandlungen täglich fortgesetzt wurden, ohne irgend einen Erfolg zu haben, verfuhr de Ruiter mit großer Umsicht. Seine Schiffe lagen stets mit losen Segeln, um jeden Augenblick fort zu können, und seine Böte und Schaluppen umschwärmten die französischen Schiffe von allen Seiten, um vor jeder Kriegslist sicher zu sein. Ein Franzose, der von seinem Schiffe desertirt war und Zuflucht bei den Holländern suchte, sagte aus: daß Jene beschlossen hätten, bei dem ersten Angriff, den de Ruiter unternehmen sollte, ihre Schiffe in Brand zu stecken und landeinwärts zu entfliehen. Es wurde demnach Befehl ertheilt, nach acht Uhr Abends kein Boot an Bord zu lassen, auch keines mehr an Land oder von Schiff zu Schiff zu senden; zugleich ein wachsames Auge auf die italienischen Barken zu haben, die erschienen, um Lebensmittel auszubieten, und ehe sie den Schiffen seitlängs legten, nachzusehen, ob nicht Brandzeug in denselben verborgen sei.

Noch immer blieb jede Nachricht von Genua aus, auch von Holland liefen ebenfalls keine neuen Verhaltungsbefehle ein. Der Admiral war fest entschlossen, nicht zu weichen, andrerseits aber dünkte es ihm auch gewagt, einen offenen Angriff, den er zuletzt nicht länger verschieben konnte, in einem Freihafen

stattfinden zu lassen, mit dessen Oberherrn man in keinerlei Feindschaft lebte. Eine Antwort, die zuletzt von Genua einging, war sehr zweideutiger Natur; man gab zu verstehen, daß die französischen Schiffe Genua's mächtigen Bundesgenossen gehörten, denen man den erbetenen Schutz nicht wohl versagen könne, und daß man den Admiral bäte, weniger beharrlich in dem Verlangen von Unmöglichkeiten zu sein. Zwischen den Zeilen konnte man übrigens sehr wohl lesen, daß die Kanonen der genuesischen Forts den Franzosen unbedingt zu Hülfe kommen würden, wenn die Holländer einen offenen Angriff unternehmen sollten.

Auf den französischen Schiffen war indessen das Leben nicht beneidenswerth. Die Ungewißheit, was über sie verhängt sein möchte, erhielt die Mannschaft in steter Aufregung; der zunehmende Mangel an Lebensmitteln steigerte diese, und drohte in offene Empörung auszubrechen. Andrerseits nahmen Einzelne zu dem leichtern Mittel der Desertion ihre Zuflucht, und verließen ihre Flagge, um sich dem stets wachsenden Elende zu entziehen. Viele entwichen landwärts, konnten aber nicht durch den Pest-Cordon dringen und wurden entweder erschossen, oder nach der Küste zurückgesprengt. Andere, theils eingeborne

Franzosen, theils Holländer, die sich in französischen Diensten befanden, sowohl Matrosen, als Seesoldaten und Offiziere des Fockmastes, suchten Zuflucht auf den holländischen Kriegsschiffen, und fanden bereitwillige Aufnahme, zumal sie erklärten, daß sie sich nur auf jenen Schiffen hätten anwerben lassen, weil sie dieselben für wirkliche Kriegsschiffe, nicht aber für Freibeuter gehalten. Nun aber fühlten sie lebhafte Reue und bäten um den nöthigen Schutz. Der Commandeur Fricambault, der die französischen Schiffe befehligte, und den die täglich wachsende Desertion sehr beunruhigte, verlangte von de Ruiter die Auslieferung der Deserteure, worauf dieser erwiederte: daß dies um so weniger der Fall sein könne, als ein solches Verfahren gegen allen Kriegsgebrauch sein würde, auch die Leute sehr wider ihren Willen zum Piratendienst gezwungen wären.

Das Unheil hatte den höchsten Grad erreicht; Hunger und Elend, Fieber und Aufruhr wütheten am Bord der französischen Schiffe, und trotz des genuesischen Schutzes waren Alle nahe daran, jämmerlich umzukommen, denn die Holländer gaben nur zu genau Acht und wußten auch die geringste Zufuhr den Schiffen abzuschneiden.

Da kam endlich Entsatz. Capitain Schey, der

nach Livorno gesandt worden, um die eingegangenen Briefschaften und Depeschen abzuholen, kehrte von dort zurück und brachte die unumstößliche Gewißheit von dem zwischen Frankreich und den General-Staaten abgeschlossenen Frieden. Die Herren Staaten selbst zeigten dies dem Admiral mit dem Befehle an, sofort jede Feindseligkeit einzustellen und die Franzosen als Freunde ihrer Nation zu betrachten. Diese Botschaft erreichte die Holländer zwei Stunden nach Sonnen-Untergang. Mit dem Anbruch des Tages erließ de Ruiter ein Schreiben an den Commandeur Fricambault, worin er ihm die eingegangene freudige Nachricht mittheilte, ihm meldete, daß er die Blokade aufgehoben habe, und die Schiffe sich nach ihrer Bequemlichkeit begeben möchten, wohin es ihnen gefällig sei. Zugleich bot er dem Commandeur jeden möglichen Beistand an, und ersuchte, ihm mitzutheilen, auf welche Weise er ihm irgendwie nützliche Dienste erweisen könne.

Die Franzosen, durch diese unerwartete Wendung der Dinge plötzlich einem gewissen Untergange entrissen, waren über die Maaßen fröhlich, und suchten diese Freude auf alle Weise an den Tag zu legen. Sie zogen ihre Staatsflaggen auf, lösten ihre Kanonen, die von den Forts und den holländischen Schif-

sen beantwortet wurden, sangen, tanzten und richteten von dem Proviant, den man ihnen eiligst zuführte, ein fröhliches Mahl her. Der Commandeur Fricambault seinerseits dankte höflich für die Mittheilung, welche ihm Seitens der Holländer gemacht worden, und zeigte an, daß er sobald als möglich von der freien Pratica Gebrauch machen werde. Zugleich bat er den Admiral um Auslieferung der Deserteure, insofern sie geborene Franzosen wären. Diesem Verlangen durfte man nicht entgegen sein, zumal aus dem Haag der Befehl gekommen war, den Franzosen Alles zu bewilligen, was innerhalb der Grenzen des Rechtes und der Billigkeit läge. Danach ließ de Ruiter den Franzosen bekannt machen, daß ihr Commandeur sie reklamirt habe, und er sie demgemäß in dem Laufe des Tages abliefern müsse.

Bei dieser Nachricht erhob sich von allen Seiten ein lautes Wehklagen. Sie flehten den Admiral an, sie nicht einem gewissen Tode zu überliefern, der ihrer harre, wenn sie an Bord ihrer Schiffe zurückgebracht würden; de Ruiter versprach, sein Möglichstes zu thun, um sie zu beschützen, und erlangte in einer persönlichen Zusammenkunft mit dem Commandeur Fricambault das Versprechen, die Auslieferung der Deserteure erst nach einigen Tagen zu verlangen,

welche Zeit man damit zubringen wolle, die französischen Schiffe wieder auszurüsten und seeklar zu machen.

Seines gegebenen Wortes eingedenk, entwarf Admiral de Ruiter sogleich nach jener Conferenz das nachstehende Schreiben an den Chevalier de Paul, Unter-Admiral der Provence:

„Wohl Edler, Gestrenger Herr!

„Ich wünschte herzlich, Euer Edlen mit Ueber„lieferung der in dem Hafen von Spessa auf die „holländischen Schiffe übergekommenen Matrosen „und Soldaten zu dienen, weil sie aber zum Höch„sten bekümmert sind, wegen der Straffe, die man „ihnen deswegen möchte anthun, und daß sie sich „unter meine Beschirmung begeben haben, und „darin empfangen worden, urtheile ich's, unbillig „und unredlich zu sein, sie zum Hinweggehen zu „zwingen, oder an Euer Edlen über zu liefern, „ehe und bevor Euer Edlen mich mit einer Hand„schrift oder mit Ew. Edlen Worte versichert, daß „ihnen wegen dieser Unthat nichts Uebeles wider„fahren solle. Sobald ich solche Zusage empfan„gen, will ich sie nach Euerm Wohlgefallen las„sen abziehen; im Fall aber Euer Edlen solches „nicht einwilligen, bitte mich entschuldigt zu hal-

„ten, daß ich Euer Edlen in dieser Sache als=
„dann keinen weitern Dienst kann erweisen, wel=
„ches ich in andern suche einzubringen und bleibe

Wohl Edler, Gestrenger Herr,

Euer Edlen geneigter Freund und Diener:
Michael Adrianson de Ruiter."

Die menschenfreundliche Absicht des holländischen Admirals ward erreicht. Der Chevalier de Paul beeilte sich, Herrn de Ruiter mit der größten Artigkeit zu benachrichtigen, daß er allen Ueberläufern eine völlige Amnestie bewillige, und de Ruiter entließ seine Schutzbefohlenen mit freundlichen Worten und reichlichen Geschenken.

So endigte der französisch=holländische Streit, der dem holländischen Admiral, Seitens seiner Vorgesetzten, ein zierliches Dankschreiben und ein goldenes Ehrenkettlein eintrug.

XX.

Streit mit Portugal.

(1657—1658.)

1.

Es herrschte ein unruhiger Geist in den Niederlanden. Kaum waren die französischen Angelegenheiten geordnet und die Flotte wohlbehalten heimgekehrt, als sich abermals Mißbehagen mit auswärtigen Verhältnissen kund gab, und den Zunder zu einem neuen Kriege herbeitrug. Es liefen aus Portugal selbst sowohl, als auch aus Brasilien Nachrichten ein, daß die dort ansässigen Holländer auf jede Weise beeinträchtigt würden, und den Druck, unter dem sie lebten, nicht mehr zu ertragen vermöchten. Ein Schrei des Unwillens erhob sich, und der Haß, der schnell in Flammen aufloderte, fand willkommene Nahrung, denn jedes Schiff, welches aus einem portugiesischen Hafen

kam, wußte von neuer Unbill zu erzählen, und brachte dem Mutterlande die dringendsten Aufforderungen, das übermüthige Benehmen Portugals nicht länger zu dulden. Die General-Staaten durften ihr Ohr diesen täglich sich verstärkenden Anmahnungen nicht länger verschließen, und sandten die Deputirten Michael Ten Hove und Gisbert de Witt mit einem Staatenschiffe nach Lissabon. Zugleich erhielt der Lieutenant-Admiral von Holland und Westfrießland, Herr Opdam van Wassenaar, den Befehl, nach der Küste von Portugal abzusegeln, um den Forderungen der Deputirten mehr Nachdruck zu geben; der Vice-Admiral de Ruiter aber, der sich auf der Rhede von Malaga befand, empfing die Ordre, sich zwischen Lissabon und Oporto, bei den Barlings, mit der Flotte des Herrn van Wassenaar zu vereinigen, und sich unter dessen Befehl zu stellen.

Die Delegirten der General-Staaten waren mit einem Schnellsegler nach der Mündung des Tajo abgegangen, und die Flotte selbst folgte mit all der Bequemlichkeit, welche dem Führer derselben, Herrn van Wassenaar, eigen war. Am 24. September ankerte sie vor der Barre, im Schutze des Cap Norend. Hier fand sich auch am folgenden Tage der Vice-Admiral de Ruiter mit seinem Geschwader ein, und stellte

sich zur Disposition seines Ober-Befehlshabers. Das Zusammentreffen dieser beiden Männer war interessant. De Ruiter, aus dem Volk entstanden, durch eigenes Verdienst zu hohen Ehren emporgestiegen, angebetet von der Flotte, aber, wie alles wahre Verdienst, einfach und bescheiden; — Herr van Wassenaar, aus dem ältesten Geschlecht des Landes, dem eigentlichen Seedienst fremd, nur durch die Zeit-Umstände und seine Verhältnisse zu dieser hohen Würde berufen, stolz auf seine Geburt, stets mit Glanz und Prunk umgeben — konnte man sich kaum größere Gegensätze denken.

Der Ober-Befehlshaber der gesammten holländischen Seemacht empfing den Vice-Admiral in seiner Staats-Kajüte. Er war mit seinem ganzen Stabe umgeben, und in seiner Nähe standen einige junge Edelleute aus den vornehmsten Häusern, die sich ihm angeschlossen hatten, um in diesem Feldzuge unter seiner Leitung die ersten Lorbeeren zu pflücken. Der Vice-Admiral überflog den glänzenden Kreis, und konnte ein Lächeln nicht unterdrücken, als Herr van Wassenaar sagte: „Ihr trefft hier eine erlesene Gesellschaft, Herr de Ruiter; und es erfreut mich, daß die Herren General-Staaten Euch den Befehl ertheilten, Euch mit mir zu vereinigen, damit Ihr durch Eure Erscheinung diesem Kreise erst den rechten Glanz verleiht."

„Dazu möchte ich mich schlecht schicken, Herr Admiral!“ entgegnete de Ruiter scherzend. „Meine schlichte Seemanns-Jacke zeugt nur zu sehr, daß ich nicht würdig bin, ein Glied in einem so kostbaren Schmuck zu sein. Wenn ich indessen ohne allen Prunk erscheine, so liegt das daran, daß ich keine Zeit hatte, mich zu putzen, weil ich seit gestern Abend auf die brasilianischen Zuckerschiffe Jagd gemacht habe.“

„Wie, Herr Admiral! Ihr hättet —?“

„Ja!“ entgegnete dieser. „Ich traf sie gestern gegen Untergang der Sonne, und sie segelten so stramm, daß ich glaube, sie wären in der Nacht zwischen Euch hindurch in den Tajo eingesegelt, wenn ich nicht ihrem Eifer etwas Einhalt gethan hätte.“

Herr van Wassenaar war ein Mann von großer Eigenheit und vielen Schwächen; aber er war ein wahrhafter Edelmann, und ein tüchtiger Offizier. Er ging auf de Ruiter zu, reichte ihm die Hand und sagte: „Seid bedankt für Euren Eifer; ihre unvermuthete Ankunft hätte die Flotte allerdings in Verlegenheit setzen können. Aber Ihr waret doch wohl versehen? Diese Zuckerschiffe sind stets bewaffnet und lassen sich überdem von Kriegsfahrzeugen geleiten.“

„Ja, das thun sie!“ antwortete de Ruiter lachend;

„und diese Portugiesen haben eine so eigenthümliche Weise zu escortiren, daß ich nicht klug daraus geworden bin! Ich wollte die Capitaine danach fragen, aber sie waren mir so schnell aus den Augen, daß ich mir die Lust dazu vergehen lassen mußte. Schmutziges, feiges Volk, diese Orangenfresser! Ich habe die Schiffe gezwungen, wieder seewärts zu halten, und Capitain de Wildt hat Ordre, sie zu beobachten."

„Herzlichen Dank, Herr Vice-Admiral! Ihr werdet mich unendlich verbinden, wenn Ihr mit gleicher Thätigkeit fortfahren wollt, der guten Sache zu dienen. Die Unterhandlungen mit dem portugiesischen Hofe dauern noch immer fort; während derselben dürfen wir begreiflicherweise keine Feindseligkeiten beginnen, aber wir können Repressalien gebrauchen für die Unbill, die man uns zugefügt. Die Umstände verbieten, uns der Zuckerflotte zu bemächtigen, aber sie gebieten uns, ihre Landung nicht zu gestatten. Lieber in den Grund geschossen, als in einem portugiesischen Hafen vor Anker! Darf ich Euch bitten, zur Ausführung dieser Ordre eine kräftige Hand zu bieten?"

„Ich werde sogleich wieder die Anker lichten, um mich noch vor Abend mit dem Capitain de Wildt zu vereinigen."

„Ihr werdet mir doch die Ehre Eurer Gesellschaft

an meiner Tafel vorher schenken?" fragte Herr van Wassenaar verbindlich.

„Euer Excellenz müssen mich entschuldigen!" entgegnete de Ruiter. „Aber die Zeit drängt und des Führers Auge entscheidet im Kriege. Sobald etwas vorgefallen ist, sende ich Euch Botschaft, und ich hoffe erfreuliche."

De Ruiter entfernte sich, geleitet von den Offizieren, und Herr van Wassenaar begab sich in die Hütte, wo er das Mittagsmahl einzunehmen pflegte. Zu seiner Linken saß ein Herr van Brederode, zu seiner Rechten ein Herr van Egmont, die es sich Beide mit großer Sorgfalt angelegen sein ließen, ihren Führer und Gönner zu bedienen und mit Scherzen zu erlustigen.

Die Kunde, welche der Admiral de Ruiter brachte, und die den Holländern so große Vortheile einräumte, hatte den Ober-Befehlshaber fröhlich gestimmt, und er war geselliger, herablassender, als er sonst wohl zu sein pflegte. Er ermunterte seine Tischgenossen, sich der edlen Weine zu bedienen und dem Scherze freien Lauf zu lassen, als es einem der Tischgenossen einfiel, zu bemerken, daß der Admiral und seine Nachbarn dreien der edelsten Geschlechter angehörten, die schon längst im Volksliede lebten.

„Wie so das? Wie das?“ fragte der Admiral hastig, denn er wußte es wohl, aber er nahm gern die Gelegenheit wahr, sich einige Schmeicheleien sagen zu lassen.

„Wenn Ihr's erlaubt!“ entgegnete der junge Edelmann und ergriff ein gefülltes Glas, wobei er sagte:

„Als reichste Leut' in Niederland
Sind alle Egmont's wohl bekannt!“

Die Tischgesellschaft trank auf das Wohl aller reichen Egmont's, und der anwesende Repräsentant dieses Hauses sagte mit affektirter Nachlässigkeit: „Mag sein, daß ich den Weg von Amsterdam nach dem Haag nicht mit Goldgülden pflastern kann, wie einer meiner Vorfahren gethan, aber eine noch drei Mal größere Gesellschaft als die unsrige drei Wochen lang von edlem Metall speisen und ihnen die Schüsseln und Becher mit nach Hause geben, das möchte, ohne meine Finanzen zu verwirren, angehen.“

Der Toastspender hatte sein Glas auf's Neue gefüllt, neigte sich gegen den zweiten Nachbar des Oberbefehlshabers und sagte:

„Es steh'n im Leben und im Tode
Am edelsten die Brederode!“

Alle klingelten mit dem Erben eines so edlen Hauses an, und dieser sagte, die Lippen aufwerfend: „Nicht

zu vergessen, daß es den Sprößlingen des Hauses Brederode mehrfach geboten wurde, sich mit gefürsteten Häusern zu verbinden, aber sie haben es ausgeschlagen."

Keiner von Allen hielt es für gut, hierauf etwas zu erwiedern, sondern Jeder wandte sich zu dem Sprecher, der sein Glas neuerdings gefüllt hatte, und, sich tief gegen den Ober-Befehlshaber verneigend, sprach:

„Allein in allerfrühster Zeit,
Von da bis in die Ewigkeit —
Das ist in Holland offenbar —
Erglänzt das Haus der Wassenaar!"

Laut stimmten Alle ein, und Herr van Wassenaar war entzückt über die Ehre, welche die edlen Herren ihm erwiesen. Er staunte über das so eben vernommene Volkslied und versicherte, es nie zuvor gehört zu haben; weshalb man als gewiß annehmen muß, daß er stets taub gewesen, als seine Wärterin es ihm schon in frühester Jugend vorplapperte, und als sein Herr Vater, hochseligen Andenkens, es bei jeder schicklichen Gelegenheit vor sich hinbrummte.

Die Gesellschaft überließ sich einer fröhlichen Ungezwungenheit, es ward gesungen, Reimsprüche wurden hergesagt, scherzhafte Gesundheiten ausgebracht, und schon dämmerte der Abend herein, als der wacht-

habende Offizier mit der Meldung eintrat, daß das Geschwader des Vice-Admirals de Ruiter nur noch in der äußersten Kimmung sichtbar wäre; zugleich überreichte er ein Schreiben, welches so eben mit einem Boten von Lissabon eingetroffen sei.

Herr van Wassenaar überflog dasselbe und sagte dann zu seinen Gästen: „Von unseren Herren Deputirten, die mir melden, daß sie morgen die längst erbetene Audienz bei der Königin Regentin haben und mich ersuchen, derselben beizuwohnen! Dies soll geschehen, und es wird mich freuen, wenn die Herren van Brederode und van Egmont mich begleiten wollen. — Herr Lieutenant!" fuhr er zu dem noch wartenden, dienstthuenden Offizier fort, „gebt Befehl, daß die Staats-Schaluppe sogleich in Stand gesetzt werde, ich will noch heute Abend mich an's Land begeben."

Der Offizier entfernte sich, um die ihm gewordene Ordre zur Ausführung zu bringen, die Tischgesellschaft zerstreute sich, und Jeder suchte seine Kajüte, um von dem anstrengenden Mittagsmahl auszuruhen. Nach einer Stunde nahm die harrende Staats-Schaluppe den Lieutenant-Admiral nebst seinen Begleitern auf und fuhr den Tajo aufwärts. Bald nachher hüllte tiefe Dämmerung Land und See ein, die Wacht-

laternen in den Mastkörben wurden angezündet, die Flaggen sanken nieder von den luftigen Toppen und der Nachtschuß donnerte von den Verdecken über die See hin.

2.

Der zur Audienz bestimmte Morgen brach an. In den Zimmern, welche die holländischen Gesandten bewohnten, liefen die Diener in ihren Staats-Livreen hin und her, um Alles zur feierlichen Abfahrt anzuordnen. Zwei vergoldete Kutschen, mit edlen Maulthieren bespannt, hielten vor der Thür und eine Abtheilung der reitenden Garde war in der Straße aufgestellt, um den Gesandten, welche sich an den Hof der Königin-Regentin begaben, zum Geleite zu dienen.

Herr van Wassenaar trat mit seinem Gefolge ein, und ward von den Deputirten, den Herren Ten Hove und Gisbert de Witt, mit großer Freundlichkeit empfangen.

„Wißt Ihr es schon, werther Herr Admiral,“ sagte Ten Hove, „wir werden uns eine ziemlich lange Spazierfahrt gefallen lassen müssen, denn Ihre Majestät die Königin befindet sich nicht in der Hauptstadt selbst, sondern hat uns nach ihrem Lustschlosse von Bethlehem, oder, wie sie es nennen, Belem be-

beschieden, und draußen hält schon die Escadron, die uns begleiten soll, denn hier zu Lande kann man keinen Schritt weit gehen, ohne von Bettlern, Straßenräubern, Banditen und anderem Gesindel angefallen zu werden."

„Unstreitig eine belästigende Partie in diesem Sonnenbrand!" fügte Herr de Witt hinzu, im Stillen über die Ströme von Schweiß seufzend, die er zu vergießen haben würde, und fragte den Admiral mit verbindlichem Lächeln: „Beliebt Euer Edlen vor dem Beginn der Fahrt einen kühlen Trunk zu nehmen? Es möchte uns späterhin heiß genug werden." Er gab den Dienern einen Wink, die sogleich den kostbarsten Wein in Kelchgläsern servirten."

„Und was werdet Ihr thun," fragte der Admiral, als er auf eine glückliche Beendigung des Streites getrunken hatte, „was werdet Ihr thun, wenn diese Portugiesen uns die verlangte Genugthuung weigern, und wohl gar noch Trotz zu bieten wagen? Ihr habt ohne Zweifel reiflich erwogen, daß Ihr hier als Repräsentanten des ganzen Landes steht."

Beide Deputirte blickten ernst auf den Admiral. Der komische Anstrich, welchen ihnen der Festschmuck verlieh, den sie nicht zu tragen gewöhnt, war verschwunden; vergessen alle schon erduldeten, so wie

noch zu erduldenden Strapazen, und Herr Ten Hove sagte mit Nachdruck: „Als wir die Mission übernahmen, Herr Admiral, dachten wir, daß die Ehre der niederländischen Provinzen in unsern Händen am besten aufbewahrt sei; das denken wir noch und werden dem gemäß handeln.“

In diesem Augenblicke trat ein reichgeschmückter Diener ein und meldete Dom Pedro Vierra da Sylva, Geheimen Staats-Sekretair im Amte der auswärtigen Angelegenheiten Ihrer Majestät der Königin-Regentin von Portugal.

Dom Pedro war ein Mann, lang und hager, mit einem markirten Gesicht und schwarzen, stechenden Augen; seine Kleidung war reich, fast überladen und seine Vorliebe für äußere Förmlichkeiten ging bis in das kleinlichste Detail. Er stellte den edlen niederländischen Herren sein ganzes Gefolge vor, und hörte mit eben derselben Aufmerksamkeit, die er diesem Geschäfte gewidmet hatte, die Namen der niederländischen Herren an, die ihm aufgeführt wurden. Als diese lästige Ceremonie beendigt war und die Holländer noch eine lange Mittheilung über das bei Hofe übliche Ceremoniel hatten entgegennehmen müssen, gestattete der Minister-Staats-Sekretair endlich, daß

man die Wagen bestieg und gab den Befehl, nach Belem zu fahren.

Der Zug langte dort an. Von der untersten Stufe der Schloßtreppe konnten die Gesandten nur allmählig bis an die Schwelle des Audienz-Saales gelangen, denn überall fanden sie Mitglieder der höhern oder niedern Dienerschaft, Hof-Cavaliere und Granden, und überall wurden sie durch Anreden und sonstige Ceremonien aufgehalten. Endlich war auch das letzte Hinderniß überwunden und die Abgesandten standen vor der Königin-Regentin, welche die ehrfurchtsvolle Begrüßung derselben mit einer kaum merkbaren Neigung des Hauptes erwiederte. Dann blieben sie aufrecht stehen, um von Ihrer Majestät die Erlaubniß zu erhalten, ihre Botschaft vorzubringen.

Nach einer Pause, während welcher man vergebens erwartete, daß die Gesandten um die Ehre bitten würden, der Königin ihr Gesuch vorzutragen, sagte Dom Pedro Vierra da Sylva: „Ihre Königliche Majestät wollen gnädigst gestatten, daß Ihr an den Stufen Allerhöchst Ihres Thrones die Bitte der vereinigten niederländischen Provinzen niederlegen dürfet.“

„Seine Excellenz der Herr Minister irrt,“ sagte Mynheer Ten Hove mit fester Stimme. „Wir erscheinen hier keinesweges, um eine Bitte der nieder-

ländischen Provinzen auszusprechen, da zu einer solchen nicht die geringste Veranlassung ist; denn ich wüßte in der weiten Christenheit nichts, was die niederländischen Provinzen entbehrten und deshalb von einer auswärtigen Macht sich erbitten müßten."

„Sehr kühn!" rief die Königin-Regentin.

„Keineswegs sind wir gemeint, Euer Königlichen Majestät," entgegnete Gisbert de Witt, „uns in Allerhöchst Dero Gegenwart ein Benehmen zu gestatten, welches weder Euch noch uns ziemlich wäre. Aber es war nöthig, um nicht den Standpunkt der Unterhandlung zu verrücken, einen Irrthum des Herrn Ministers zu berichtigen. Nicht eine Bitte führt uns her, sondern eine gerechte Beschwerde, wie aus dem Promemoria zu ersichtigen ist, welches wir die Ehre gehabt haben, Seiner Excellenz vor längerer Zeit zu überreichen, um es Eurer Königlichen Majestät vorzulegen. Und wir sind heute hier erschienen, die desfallsige Königliche Resolution zu vernehmen, die hoffentlich, in Anbetracht unserer gerechten Sache, so günstig ausfallen wird, als die freundschaftlichen Beziehungen, welche seit der kühn errungenen Selbstständigkeit Portugals zwischen unsern beiden Ländern bestanden, es erheischen."

„Euer Promemoria, wie Ihr es nennt," sprach die Königin rasch, „enthält eben so viele Unrichtigkeiten,

als ungereimte Forderungen. Wenn Holland mit Uns irgendwie zu unterhandeln gedenkt, kann es nimmermehr auf Grund jenes Vertrages geschehen."

„Da befindet sich Euer Königliche Majestät — haltet mir zu Gnaden, Frau Königin! — in einem besondern Irrthum!" antwortete Ten Hove. „Wir haben lange Zeit von Euch Unbill ertragen, ohne uns deshalb zu beschweren, indem wir hofften, Dero Regierung werde endlich eine Einsicht haben. Es wohnt kein Niederländer in den Städten Eures gesegneten Königreiches, oder in den Pflanzstädten an der brasilianischen Küste, der nicht in seinem Rechte gekränkt worden wäre, und die Gerechtigkeit, welche Euer Majestät inne wohnt, wird keinen Augenblick anstehen —."

„Mit nichten, Herr Abgesandter!" unterbrach die Königin den Sprecher. „Die Fälle, von denen Ihr redet, sind so selten und von so untergeordneter Bedeutung, daß sie nicht würdig sind, Uns zu beschäftigen. Weit schwerer fallen dagegen die Ereignisse in's Gewicht, wo Portugal sich über die Holländer beschweren mag, welche in diesem Lande das Gastrecht nachgesucht und genossen haben. Hiernach würde es also an Euch sein, nachzugeben und gelinde Saiten aufzuziehen, wenn Ihr nicht gewärtigen wollt, daß Unsere Regierung kräftigere Maaßregeln ergreife."

„Und was nennt Euer Majestät, wenn ich so kühn sein darf, zu fragen, kräftigere Maaßregeln?“

„Sanct Sebastian!“ rief die Königin mit zornfunkelnden Augen, „macht nicht, daß Ihr es durch die That erfahrt. Wenn jeder Niederländer ohne Ansehn der Person und seines Gewerbes bei Todesstrafe aus Unsern Landen verwiesen wird, wenn Wir alle ihre beweglichen und unbeweglichen Güter mit Beschlag belegen, wenn Wir über alle Schiffe, welche in Unsern Häfen mit holländischer Flagge liegen, das Embargo aussprechen —.“

„Dann, Euer Königliche Majestät!“ sagte Herr van Wassenaar, rasch einen Schritt vortretend, „dann werden Allerhöchstdieselben es nur thun, weil Ihr wisset, daß die also verstoßenen Niederländer nicht verlassen wären, sondern eine Zufluchtsstätte am Bord der Flotte ihres Landes fänden, die in der Mündung des Tajo Anker geworfen hat.“

Die Königin biß sich auf die Lippen und schwieg; Dom Pedro da Sylva aber wandte sich heftig an den Admiral und entgegnete: „Wie konntet Ihr es wagen, eine solche Sprache gegen eine Königin anzunehmen, die Euch in Ihrem eigenen Palaste die Gnade Ihres Anblicks gönnt? Wahrhaftig, dies ist ein Vergehen, das Ihre Allerheiligste Majestät sich

nur wegen seiner Seltenheit zu vergeben geneigt finden wird!"

„Wenn wir im Ausdruck gegen die erhabene Person Eurer Königlichen Majestät irgendwie gefehlt haben sollten, so bitten wir deshalb demüthigst um Verzeihung," entgegnete Herr Ten Hove rasch. „Nicht im Entferntesten konnte es uns beikommen, eine Dame zu beleidigen, deren hoher Rang und seltene Eigenschaften die unbegrenzteste Ehrfurcht erfordern. Wir haben nur von unsern verletzten Rechten gesprochen und gewünscht, daß diese unverkürzt aufrecht erhalten würden; wir haben uns auf die Verträge gestützt, welche mit der Regierung dieses Landes abgeschlossen wurden, und gebeten, uns nicht in Güte zu verweigern, was wir sonst zu erzwingen genöthigt wären. Denkt der Flotte, die in der Mündung Eures Hauptstromes liegt."

Die Gluth des Zorns flog über das Angesicht der Königin, und die Audienz der holländischen Deputirten hätte vielleicht ein sehr unerwünschtes Ende genommen, wenn nicht Gisbert de Witt alsbald das Wort ergriffen hätte: „Ich flehe Euer glorreiche Majestät an, dem freien Worte eines freien Mannes keine Bedeutung unterzulegen, die dasselbe nicht hat, sondern vielmehr überzeugt zu sein, daß die Nieder-

länder nichts eifriger wünschen, als mit Portugal in Frieden und Freundschaft zu leben. Dazu bieten wir eifrig die Hand und verlangen nichts von Euer Majestät Regierung, als Gerechtigkeit. Portugal hat uns empfindliche Schläge beigebracht, die Wunden, welche wir in dem neunjährigen Kampfe, auf den Küsten Brasiliens, von Eurem kriegerisch gesinnten Kaufmann Vierra empfingen, bluten noch und werden nie ganz vernarben. Wir haben endlich, allseitigen Vortheil erwägend, unsere Rechte aufgegeben, und uns nur den Schutz der Unterthanen, die Unverletzlichkeit des Privat-Eigenthums vorbehalten. Feierlich hat Portugal uns dies zugesichert; möge es nun auch uns erhalten bleiben. Ich flehe Euer Majestät an, im Namen meiner Landsleute, die in ihren Rechten gekränkt wurden, strenge zu untersuchen, und nach dem Richtig-Befinden unserer Beschwerde Abhülfe zu leisten. Jahrhunderte lang haben Portugiesen und Holländer neben einander gewirkt und geschaffen; sie waren es, die den Handel jenseits der Meere aufrecht erhielten und andere Mächte von sich abhängig machten; sie haben vereint den Mercuriusstab geschwungen, der die höchste Gewalt übt in allen Ländern und auf allen Meeren. Laßt ein Bündniß, das Niemandem

schadete und allseitig Segen brachte, nicht an diesem Tage untergehen."

Die Worte des Deputirten hatten auf die Königin einigen Eindruck gemacht; vielleicht wäre dieser Augenblick der geeignete gewesen, die streitige Angelegenheit für immer friedlich beizulegen, hätte nicht ein Zufall die Ausführung verhindert. Eine Fensterscheibe klirrte und ein Federball flog herein, der den marmornen Fußboden des Audienzsaales entlang lief. Die Aufregung war allgemein und gab sich in halben Worten und Ausrufungen kund, so viel die unmittelbare Gegenwart der Königin dies irgend gestattete.

„Wer wagt es?" rief die Königin, und Dom Pedro da Sylva entsendete einige Cavaliere, um die Urheber dieses Majestäts-Verbrechens zu ermitteln, als ein junger Edelmann, Dom Castel Melhor, in den Saal trat und sich zu den Füßen der Königin niederwarf: „Verzeihung dem unbedachtsamen Frevler, der es gewagt —."

Die Königin ließ ihn nicht ausreden. „Ihr seid es, der sich erkühnte —?" rief sie zornentbrannt. „Habt Ihr vergessen, wie die Gewölbe in dem Fort von St. Joao aussehen, so will ich Euch auf's Neue dorthin senden, und Euch Zeit genug lassen, sie zu betrachten. Verhaftet diesen Frevler augenblicklich —!"

„Verzeihung, Euer Majestät!" sprach der Edelmann, indem er sich erhob und den Trabanten nicht wehrte, die sich seiner bemächtigen wollten. „Wenn ich gefehlt, so geschah es nur, um dem Könige, meinem gnädigen und gebietenden Herrn, zu dienen."

„Wie?" fragte die Königin.

„Nimmermehr wage ich vorauszusetzen, Euer Königliche Majestät könnte glauben, einer der treuesten Diener Eurer Krone werde seine Hand zur Entheiligung des Ortes bieten, den Ihr durch Eure erhabene Gegenwart heiligt. Mein Königlicher Gebieter hatte, meiner ehrerbietigen Gegenvorstellung ungeachtet, das Ballspiel unter den Fenstern des Audienz-Saales angeordnet, und geruhten mir zu befehlen, Ihnen den Ball zuzuwerfen. Ich that es, und seine Majestät voll jugendlicher Lust fing denselben auf und schlug ihn kräftig zurück, ohne zu bedenken, welche unselige Richtung —."

„Spare Dir diese Mühe, mein lieber Castel Melhor," sagte eine jugendliche Stimme, und man erblickte den minderjährigen König, der seinem Führer fast auf dem Fuße gefolgt war. „Ich will es meiner Königlichen Frau Mutter schon selbst sagen, daß ich den Ball in das Fenster geworfen habe. Es geschah nicht mit Bedacht, Euer Majestät —."

„Wir werden Uns die Entschuldigung, welche Euer Majestät zu machen hat, zu einer gelegneren Zeit erbitten!" sprach die Königin. „Wir sind hier mit so wichtigen Dingen beschäftigt, daß Wir Euch bitten müssen, diesen Saal ohne Verzug zu verlassen."

„Warum, gnädigste Frau Königin?" entgegnete Alfonso und wies den Grafen Castel Melhor zurück, der sich die Miene gab, ihn fortführen zu wollen. „Gestattet huldreichst, daß ich hier noch einen Augenblick verweile. Ihr ertheilt gnädigst diesen Herren eine Audienz? Dom Pedro da Sylva, was sind dies für Herren?"

Der Minister-Staats-Sekretair war in nicht geringer Verlegenheit, wie er sich in einem so delikaten Falle benehmen sollte, ohne der jetzt regierenden Königin und dem künftigen Beherrscher des Reiches entgegen zu sein. Er verbeugte sich tief gegen die Monarchin, im Voraus für das Wagniß, das er zu unternehmen im Begriff stehe, um Verzeihung flehend, und flüsterte dann dem jungen Könige zu: „Das sind, mit Allerhöchster Genehmhaltung Euer Majestät, die niederländischen Deputirten."

„Wenn es wirklich die niederländischen Deputirten sind, Herr Minister," entgegnete der junge König, „so bleiben sie es mit und ohne meine Genehmhal-

tung. — Guten Tag, werthe Herren! Es ist mir angenehm, Euch hier zu sehen, und wenn die Audienz beendet ist, erfreut mich ebenfalls mit Eurem Besuche. Graf Castel Melhor wird Euch zu mir bringen."

„Zu Euer Majestät Befehl!" entgegnete Gisbert de Witt mit einer ernsten Verbeugung.

„Euer Majestät!" sagte die Königin mahnend.

„Gnädigste Frau Königin Mutter," entgegnete Alfonso; „ich will Euch gern gehorchen. Lebt wohl, werthe Herren; man hat mir viel Gutes von Euch und Eurem Lande erzählt. Mein Freund, Graf Castel Melhor, will Euch ebenfalls wohl —"

„Ha!" rief die Königin, und der Graf flüsterte erbleichend: „Euer Majestät!"

„Nun," sagte Alfonso verwundert, „ist es etwa nicht wahr? Hast Du mir nicht gesagt, Portugal könne nur glücklich sein, wenn die Niederländer seine treuesten Bundes-Genossen wären? Ich habe es wohl behalten, wenn Du mir auch sonst den Vorwurf machst, daß ich Alles vergesse, was Du mich lehrst."

„Nicht weiter, Euer Majestät!" gebot die Königin, heftig erregt. „Graf Castel Melhor! Es bleibt dabei, Ihr werdet dem Gouverneur von St. Joao noch heute Eure Aufwartung machen, und Wir werden Sorge dafür tragen, daß Ihr die Gastfreundschaft

desselben so lange als nur möglich in Anspruch zu nehmen habt. Dort findet Ihr bessere Muße, Euren politischen Träumereien nachzuhängen, als hier, mit der unausgesetzten Sorge für einen unmündigen Knaben beschäftigt. Entfernt Euch!"

Der Graf Castel Melhor befolgte den Befehl der Königin und die niederländischen Herren sahen ihm mit einem Blicke des Mitleids nach.

„Wie, Frau Königin-Mutter?" sagte der junge König erschreckt. „Euer Majestät nehmen mir meinen Freund, meinen Spielgenossen? den Einzigen, der sich mit mir beschäftigt?"

„Auch mit Euer Majestät haben Wir Uns angelegentlichst beschäftigt," fuhr die Königin fort, „und über Dero nächste Zukunft verfügt. Unser Minister-Staats-Sekretair wird dafür sorgen, daß Euer Majestät mit dem Ihrem Range ziemenden Gefolge noch heute nach Mafra abgehen, und dort, unter dem Schutze der frommen Augustiner-Mönche, ferneren Studien obliegen. Besorgt das sogleich, Dom Pedro da Sylva!"

Der Minister neigte sich tief vor der Königin und diese wandte sich an die Gesandten: „Ihr werdet Euch mit der Antwort begnügen, die Ihr empfangen habt. Die Forderungen, welche Ihr Uns stellt, können Wir

nicht genehmigen. Komme es, wie es muß. Ihr seid entlassen!"

Stolz winkte die Königin mit der Hand, und Ten Hove sagte, sich sammt den übrigen Herren beurlaubend: „Wenn es so steht, haben wir nichts weiter zu thun, als in Ehrerbietung unsern Urlaub zu nehmen. Möge nie ein Tag kommen, wo Portugal es zu bereuen hat, uns so abgewiesen zu haben."

Dom Pedro da Sylva, obgleich unter der Last des Ceremoniels erliegend, sah doch wohl ein, daß diese rücksichtslose Abweisung für Portugal sehr zum Nachtheil ausschlagen könne. Er wagte es deshalb, trotz der Anwesenheit der Königin, den holländischen Deputirten einen Blick zuzuwerfen und sagte, indem er sie bis an das Portal des Palastes geleitete: „Geduldet Euch nur wenige Tage, edle Herren, bis der Zorn Ihrer Majestät sich gelegt hat, es wird sich dann Alles in das rechte Geleise bringen lassen!"

„Wir werden jede Rücksicht walten lassen," antwortete Herr Ten Hove, sich bei dem Minister beurlaubend, „die sich mit der Ehre der Niederlande vereinigen läßt. Entscheidet Euch aber bald, so lange es Euch noch vergönnt ist, eine Entscheidung zu fassen."

Dies waren die letzten Worte, welche die Depu-

tirten mit dem portugiesischen Minister wechselten; ohne die Begleitung desselben kehrten sie mit dem Admiral nach der Hauptstadt zurück.

3.

Verdrießlich kreuzte unterdessen der Vice-Admiral de Ruiter mit seinem Geschwader auf hoher See, um die brasilianische Zuckerflotte zu beobachten und zu verhüten, daß sie in einen der portugiesischen Häfen einlaufe. Da die Zahl der portugiesischen Schiffe nicht geringe war, sah er sich in die Nothwendigkeit versetzt, seine Kräfte zu zersplittern und die einzelnen Schiffe seines Geschwaders nach verschiedenen Seiten hin zu senden, um unter allen Umständen die Landung auch nur eines Schiffes zu verhindern. So befand er sich eines Morgens, von all den Seinigen getrennt, ungefähr drei Meilen von der Mündung des Tajo entfernt. Seine Vice-Admirals-Flagge wehte damals von dem Vortopp eines Achtundzwanzig-Kanonenschiffes: „Der 26. August,“ welches diesen Ehrennamen zum Andenken an die Schlacht vor Plymouth führte, worin de Ruiter seinen ersten, so glänzenden Sieg über die englische Flotte errang. Es war dasselbe Schiff, welches de Ruiter in jener denk-

würdigen Schlacht befehligt hatte und das damals den Namen „Neptunus" führte.

Er war mit seinem Loggbuche beschäftigt, das er immer selbst zu führen pflegte, als der wachthabende Offizier in seine Kajüte trat und ihm meldete, daß man eine Flottille von zehn Brasilianern in Sicht bekommen habe, die nahe zusammenhielten und ihren Cours nach dem Tajo gesetzt hätten. An der Spitze derselben befinde sich eine portugiesische Brigantine, die alles Ernstes ihre Kanonenpforten geöffnet habe und sich den Anschein gebe, als würde sie Jeden, der ihr den Weg zu versperren gesonnen sei, mit Gewalt zurückweisen.

„Das müssen wir sogleich näher untersuchen, mein lieber Lieutenant Mahts!" antwortete der Admiral. „Vergönnt mir nur, mein Loggbuch in Ordnung zu bringen, und ich werde sogleich auf dem Verdeck erscheinen. Unterdessen haltet auf den kühnen portugiesischen Ritter ab und nehmt ihm, wo möglich, den Luf."

Der Lieutenant kehrte auf das Verdeck zurück, um die Befehle des Admirals buchstäblich zu vollziehen. De Ruiter kam bald darauf selbst, und als er sah, daß man sich der Brigantine bis auf Schußweite genähert hatte, befahl er, eine Kanone abzufeuern.

Diese Aufforderung, welche den Portugiesen zum Beidrehen veranlassen sollte, blieb ohne Wirkung, vielmehr zog er seinen Wimpel am großen Topp auf und wies eine rothe Flagge auf dem Vortopp.

„Oho, mein Junge!" sagte de Ruiter mit Laune, „hast du so viel Courage? Nun, da müssen wir ihm doch zeigen, daß wir es der Mühe werth halten, mit ihm anzubinden. Geschwind, Geschützmeister, eine Kugel nach seinem Vordersteven!"

Der Schuß ward abgefeuert und die Kugel flog hart an dem bezeichneten Punkte vorüber. Gleich darauf brannte man ein Geschütz am Bord der Brigantine ab und die Kugel fiel unfern von der Wasserlinie des holländischen Admiralschiffes nieder.

„Der Kerl hat Courage, oder er weiß sichern Beistand in der Nähe!" sagte der Admiral rasch. „Gleichviel, wir können einer solchen Aufforderung nicht gleichgültig zuschauen. Rasch, lauft ihm seitlängs und haltet die Geschütze klar."

Dem Befehl wurde Folge geleistet und bald lag das Admiralschiff der Brigantine gegenüber. Dies zeigte in diesem Moment von der Gaffel eine weiße Parlamentair-Flagge, und der Capitain erschien mit einem Sprachrohr auf der Galerie: „Ihr werdet hoffentlich die Königliche Flagge von Portugal respekti-

ren!" rief er laut. „Mir liegt es ob, jene Schiffe in den Tajo zu führen, und ich bitte Euch dringend, diesem Beginn kein Hinderniß in den Weg zu legen."

„Es thut mir leid, diesen Wunsch nicht erfüllen zu können!" entgegnete de Ruiter. „Ich habe den strengsten Befehl, jede Landung zu verhindern. Ueberdies würdet Ihr nur schlecht im Tajo empfangen werden, indem die Mündung desselben von einem holländischen Geschwader besetzt gehalten wird. Sucht deshalb Euch an einen andern Ort zu begeben, denn hier findet Ihr schwerlich das gewünschte Unterkommen; ich bin hier, um es zu verhindern, sei es mit Güte, oder mit Gewalt!"

„Wie es Euch beliebt!" sagte der Portugiese stolz und verließ die Galerie.

„Habt Ihr das gehört?" sprach de Ruiter voll Staunen, zu seinen Offizieren gewendet. „Meine Vermuthung von vorhin bestätigt sich; laßt uns wohl auf unserer Huth sein."

Die brasilianischen Schiffe hatten unterdessen mit großer Geschicklichkeit ein eigenthümliches Manöver ausgeführt. Ein Schiff sank nach dem andern zurück, am meisten die Kriegsbrigg, dann luften die letzten wieder an, und in kurzer Zeit bildeten sie eine Linie; der Bugspriet des zweiten Schiffes wies nach dem

Spiegel des ersten und so fort bis zum letzten. Zu gleicher Zeit öffneten sich ihre Kanonenpforten, und eine lange Reihe glänzender Stücke wurde sichtbar.

„Aha!" rief der Admiral. „Ehe wir von diesem Zucker in unsern Jenever thun, müssen wir uns tüchtig heran halten. Frisch, Leute! Alle Mann bei den Kanonen! — Noch einen halben Strich anlufen! Jetzt! Feuer!"

Die Wirkung, welche die wohlgerichteten Geschütze hervorbrachten, war bedeutend. Einige der schwereren Kugeln bohrten sich fest in das Plankenwerk der Brigantine, die andern fuhren in die Takelage und richteten große Verwüstungen darin an. Die Vorderstenge kam gleich bei dem ersten Male auf das Verdeck nieder und das große Stag war abgeschossen. Die Holländer waren nicht müßig; bei der vierten Lage wurden die Geschütze der Brigantine zum Schweigen gebracht und diese suchte ihr Heil in der Ferne.

Die Flucht des Kriegsschiffes, welches die Kauffahrer schützen sollte, brachte an Bord dieser letzteren eine nicht zu beschreibende Verwirrung hervor. Einige brachen sogleich aus der Linie und steuerten der Brigantine nach, andere feuerten ihre Kanonen auf das Gerathewohl ab, und trafen auch nicht im Entfern-

testen das holländische Schiff, und kaum war eine halbe Stunde vergangen, als die Zucker-Fahrzeuge mit so vielen Linnen, als ihr Mastenwerk irgend tragen wollte, nach allen Seiten hin sich zerstreuten.

Mit übereinander geschlagenen Armen sah de Ruiter diesem Schauspiele zu. Von dem Augenblicke an, als die Brigantine in voller Flucht ihm den Spiegel wies, hatte er keinen Schuß gethan. An eine Verfolgung der Kauffahrer, die wie ein Haufen Spreu auseinanderfuhren, konnte nicht gedacht werden; er mußte sich darauf beschränken, den beiden, die ihm zunächst lagen, nachzusegeln. Sein leicht gebautes Schiff lief bald diese unförmlichen Gefäße auf, die sich sogleich gefangen gaben, ohne nur den geringsten Widerstand zu versuchen.

Das Glück, welches de Ruiter während seines Lebens zur See bis dahin nicht verlassen hatte, blieb ihm auch jetzt treu. Der Wind, welcher so schwach geworden war, daß nur noch „Der 26. August" sich einigermaßen schnell bewegen konnte, hörte bald ganz auf, und die Schiffe lagen machtlos neben einander auf einer Distance von drei Meilen. Der Admiral ließ die Böte aussetzen und durch diese den zunächst gelegenen Kauffahrer nehmen. Hierauf mußte er seine Thätigkeit beschränken; er hatte jetzt bereits drei Prisen

mit seinen Leuten besetzt, und mehr konnte er nicht entbehren. Zudem brach die Dämmerung herein, und die Böte wurden zurückbeordert, das letzte erschien erst bei völliger Dunkelheit. Während der Nacht wurde scharf ausgelugt, ob sich irgend etwas in dem Zustande des Wetters verändern würde, welches die Holländer veranlassen könnte, andere Maaßregeln zu ergreifen; aber die Atmosphäre blieb still und ruhig, kein Athemzug bewegte die lang herabhängenden Wimpel.

Mit dem Anbruch des Tages erhob sich ein frischer Seewind und sogleich entstand am Bord der sieben noch nicht genommenen Brasilianer ein reges Leben. De Ruiter hielt diesen kostbaren Schatz bereits für sich verloren, als er zu seinem Staunen gewahrte, daß sämmtliche Schiffe, die in seinen Luf gerathen waren, keine Kenntniß von der Blokirung des Tajo zu haben schienen, denn einmüthig setzten sie dorthin ihren Cours. Der Admiral ließ sie ungehindert steuern und begnügte sich damit, ihnen in angemessener Entfernung zu folgen.

Während de Ruiter in solcher Weise thätig war, hatten auch die Deputirten der General-Staaten das Ihrige gethan. Sie überreichten dem Minister-Staats-Sekretair ihr Ultimatum und kehrten zur Flotte zurück,

wo sie ihre Wohnung am Bord des Admiralschiffes „Die Eintracht" nahmen, um die Wirkung dieses ihres Schrittes abzuwarten. Diese trat nach einigen Tagen ein. Die Königin ließ die Gesandten nochmals in ihren Palast entbieten, allein diese machten Schwierigkeiten, einer solchen Aufforderung Folge zu leisten, bevor sie nicht von dem Minister irgend eine Entscheidung, hinsichtlich des von ihnen überreichten Ultimatums, empfangen hätten. Am folgenden Tage erschien der Minister selbst am Bord des Admiralschiffes und ward mit allen seinem Range gebührenden Ehrenbezeugungen empfangen. Er trat mit hochfahrendem Wesen auf und machte Forderungen, welche zu erfüllen den Holländern auch im Entferntesten nicht einfallen konnte. Sie wiesen ihn kalt, aber höflich zurück. Diese Art des Benehmens brachte ihn außer Fassung; er vergaß seine Grandezza, übersprang alle Formen und sagte mit vor Zorn bebender Stimme: „Derlei Vorschläge und derlei Benehmen gehen nur von Männern aus, die sich für den Augenblick unter dem Schutze ihrer Kanonen sicher wissen, und in ihrem Uebermuth statt das Recht der Völker, nur das Recht des Stärkern gelten lassen. Aber unsere Flotte wird heimkehren, sie wird sich sammeln, und wenn wir mit gleichen Kräften einander gegenüber liegen,

mag es sich zeigen, auf wessen Seite der Sieg zu finden sein wird."

Und als wollte ein neckischer Kobold sogleich die prahlende Rede des Ministers zu Schanden machen, erschien ein Offizier, welcher meldete, daß eine ganze Reihe von Seglern nach der Mündung des Flusses zu steuere. Der Minister, welcher so eben im Begriff gewesen war, aufzubrechen, betrat mit dem Ober-Admiral und dessen Offizieren das Verdeck, und hier erblickte man ein Schauspiel, das die kühnen Prophezeiungen Dom Pedro Vierra's völlig zu Schanden machte. Die ganze Zuckerflotte war im Ansegeln begriffen; de Ruiter trieb sie vor sich her und jagte sie den holländischen Schiffen gerade entgegen. Als die Brasilianer ihren Irrthum einsahen, war es zu spät zum Wenden, es blieb ihnen nichts übrig, als ihre Flagge zu streichen, und die fremden Herren an Bord zu empfangen. Bleich, ohne ein Wort zu sagen, verließ der Minister in seiner Barke das Admiralschiff, während de Ruiter von der ganzen Flotte mit Jubelrufen empfangen wurde.

Am folgenden Tage ward beschlossen, der allzu vorgerückten Jahreszeit wegen, sich mit den errungenen Vortheilen zu begnügen und nach der Maas zurückzukehren, wo man kurz vor dem Ausbruch des Winters

anlangte. Aber mit dem Beginn des Frühjahrs 1658 ging die Flotte, unter dem Commando de Ruiter's, wieder nach der portugiesischen Küste ab. Dem tapfern Seehelden ward leider keine Gelegenheit, sich hervorzuthun, denn die Portugiesen, zur Schlacht nicht zu bewegen, wußten den Holländern stets in Masse auszuweichen; der ganze Sommer beschränkte sich auf den sogenannten kleinen Krieg und die Wegnahme einzelner Schiffe. Keine Großthat ward vollbracht, die ein Blatt in der ruhmvollen Geschichte der holländischen Marine hätte füllen können, und laut jauchzte de Ruiter auf, als endlich durch beharrliches Unterhandeln ein vorläufiger Friede zu Stande kam und man die Flotte nach Hause berief, um bei den wichtigen Ereignissen, die sich im Norden vorbereiteten, sogleich bei der Hand zu sein. Nur wenige holländische Schiffe blieben als Kreuzer an der portugiesischen Küste zurück.

XXI.

Nordische Wirren.

(1657 – 1658.)

Bei der Wichtigkeit, welche der Ostseehandel für Holland hatte, war es natürlich, daß die Ereignisse, welche zu dieser Zeit in Skandinavien stattfanden, die Aufmerksamkeit der General-Staaten auf sich zogen, und eine neue Expedition nach dem baltischen Meere beschlossen wurde.

Mit Unwillen dachte der König von Dänemark, Friedrich III., der Zeit, da die Schweden seinen Vater überfallen und Christian IV. mancherlei Unbill hatte ertragen müssen. In seinem Herzen sehnte er sich nach Wiedervergeltung, und da er den Schwedenkönig Karl Gustav hinlänglich mit den Polen beschäftigt glaubte, rückte er mit seinen Truppen in das Herzogthum Bremen und nahm Bremervörde weg, anstatt einen Angriff auf Schweden selbst zu machen. Allein ehe man sich dessen versah, kehrte

Karl Gustav aus Polen zurück, fiel in Holstein und Schleswig ein, eroberte beide Herzogthümer und drang nach Jütland vor. Der König von Dänemark schickte dem unaufhaltsam vordringenden Feind seinen Feldmarschall Anders Bilde entgegen; aber Letzterer benahm sich so unverzeihlich nachlässig auf diesem Zuge, daß nicht nur die Schweden in ihrem Vordringen nicht gehemmt wurden, sondern auch, nach einem kaum merklichen Widerstande, die Festung Friedericia eroberten, ein Besitzthum, das für Schweden von außerordentlicher Wichtigkeit war. Der Winter war hart und schwer; Karl Gustav unternahm das Wagestück, mit 7000 Mann nach Fünen hinüber zu marschiren, schlug die Dänen, welche sich ihm hier noch einmal entgegenstellten, und nahm dann die ganze Insel in Besitz. Dieses fortdauernde Glück machte ihn stolz, und er faßte den Entschluß, das dänische Reich ganz und gar zu vernichten; er wollte dies herrliche Inselreich zu einer schwedischen Provinz machen. So schritt er nun auf seinem Siegeszuge immer weiter vor, nahm die Inseln Langeland, Laaland und Falster, ohne auf einen besonderen Widerstand zu treffen, und faßte Fuß auf Seeland. Hier waren die Vertheidigungs-Anstalten in einem so schlechten Zustande, daß die Schweden bereits vor Wordingborg standen, ehe

man in der Hauptstadt noch irgend etwas davon wußte, daß er den großen und kleinen Belt überschritten habe.

Hier überlegte man nun in aller Eile, was zu thun sei. Von einer Vertheidigung war keine Rede, und man sandte dem Könige zwei Reichsräthe entgegen, welche einstweilige Aufhebung der Feindseligkeiten nachsuchen und Friedens-Unterhandlungen beginnen sollten. Aber der König von Schweden hatte hierzu nicht besondere Lust; mit den Worten: „Ich habe diesen Krieg nicht angefangen!" wies er die dargebotenen Anträge zurück und machte dagegen so übertriebene Forderungen, daß an eine Erfüllung derselben nicht zu denken war. Durch nichts aufgehalten, rückte Karl Gustav gegen Kopenhagen vor; er hatte die Absicht, diese herrliche Stadt ganz zu vernichten, und wollte, wenn er ganz Dänemark für sich erobert, in Schoonen residiren. Indessen konnte er seine Pläne nicht völlig so ausführen; die Furcht, ganz Europa gegen sich in die Schranken zu rufen, hielt ihn hiervon zurück. Von allen Seiten liefen Vorstellungen ein, und mehr als eine Macht bot ihre Vermittelung an. Der Lord-Protektor sandte den Obersten Meadau, und durch dessen geschickte Unterhandlungen kam ein Frieden zu Stande, der in Roeskilde abgeschlos-

sen wurde. Dieser Frieden war im höchsten Grade nachtheilig für Dänemark. Nicht nur sorgte Karl ungebührlich für sich selbst, sondern auch für seinen Schwiegervater, den Herzog Friedrich von Holstein, dem er die Unabhängigkeit von Dänemark erwirkte.

Als der Frieden zu Stande gekommen war, stattete der König von Schweden seinem vielgeliebten Bruder von Dänemark einen Besuch in Kopenhagen ab, und beide Monarchen lebten einige Tage lang in vollkommener Eintracht auf dem Schlosse Frederiksborg. Man gab sich Feste, überhäufte sich mit Artigkeiten, und es hatte den Anschein, als ob hier ein dauernder Freundschaftsbund geschlossen sei. Allein dies war keineswegs der Fall. Die Kommissarien beider Souveraine, welche zusammengetreten waren, um die Friedens-Bedingungen in Ausführung zu bringen, stießen auf Schwierigkeiten mancherlei Art und konnten nicht einig werden. Ein Haupthinderniß war auch, daß die Schweden noch immer keine Anstalt machten, ihre Truppen zurückzuziehen, wodurch es den Anschein hatte, als ob das Land noch immer von dem Feinde besetzt gehalten werde. Karl Gustav, der nicht bloß tapfer, sondern auch schlau und gewandt war, setzte unterdessen seine Beobachtungen in der Stille fort.

Die Schwäche des dänischen Reiches, das geringe Einverständniß, welches zwischen dem Könige und dem hohen Adel des Landes herrschte, blieb ihm nicht verborgen, und er fand hierin Veranlassung und Bürgschaft, seine früheren Entwürfe jetzt zur Ausführung bringen zu können. Er beurlaubte sich bei seinem königlichen Wirthe, rief bald darauf die Kommissarien ab, behauptete, daß gleich zu Anfang der Friedens-Vertrag von Roeskilde verletzt worden sei, und erschien mit einer Flotte im Sunde.

In der That stand es jetzt um die Existenz des dänischen Staates nicht besonders; die Lage desselben war um so gefährdeter, als das Mißverständniß, welches zwischen dem Könige und dem Reichsrathe herrschte, fortdauernd im Zunehmen war. Am feindseligsten bewies sich der Adel; theils stand er unter schwedischem Einfluß, mehr aber noch beschäftigte er sich in egoistischer Weise mit seinen eigenen Privilegien, und kämpfte blind gegen Alles an, was dieselben gefährden konnte. Man rieth dem Könige allgemein, sich in Sicherheit zu bringen und entweder nach Norwegen oder zu seinen Bundesgenossen, den Holländern, zu flüchten. Aber der König antwortete muthig und unerschrocken: „Und wenn Alles verloren ist, so will ich doch, wie der Adler, auf meinem Horste sterben!“

Er verließ den falschen, zweideutigen Adel und wandte sich an die Bürger, die Studenten und die wenigen Bauern der Landmiliz. Ihnen vertraute er seine Hauptstadt an; er versprach ihnen Schätze und große Privilegien, die sie besitzen sollten, wenn die Freiheit errungen wäre; die Leibeigenen unter den Landleuten gab er sogleich frei, denn er wollte nur mit freien Männern kämpfen. Durch diese und ähnliche Handlungen erwarb er sich die Herzen des Volks, und mit unerschütterlicher Ausdauer hielten sie eine sechsmonatliche Belagerung aus. Ein betrübendes Ereigniß war es, daß auch der Schlüssel des Sundes, die Festung Kronborg, durch das jämmerliche Benehmen des Kommandanten Benfold, in die Gewalt der Schweden fiel; aber die Bürger von Kopenhagen begrüßten diese Nachricht mit einem Schrei des Unwillens, sie machten unter Anführung ihres Stadthauptmanns Turnsen einen Ausfall und brachten den Belagernden, die sich eines so heftigen Angriffs nicht gewärtig waren, eine tüchtige Niederlage bei.

Wiederholt hatte Dänemark seine holländischen Bundesgenossen zum Beistande aufgefordert; bisher hatten diese noch immer gezögert, aber nun schien es den General-Staaten an der Zeit, etwas Entscheidendes zu unternehmen, denn ein längeres Zögern konnte für

sie selbst verderblich werden. Schweden hatte den Einfluß Hollands in der Ostsee immer mit Neid betrachtet; siegte es jetzt, so würde Karl Gustav keinen Augenblick Anstand genommen haben, den Handels-Unternehmungen der Holländer in den Ostsee-Ländern eine gewichtige Schranke entgegenzusetzen. Die General-Staaten säumten nicht, die Ausrüstung der Flotte sofort zu befehlen. Das oberste Kommando fiel dem Herrn van Wassenaar zu; unter ihm standen die Vice-Admirale Witte, Cornelius de Witt und Pieter Florisson. Die Flotte bestand aus vierzig Schiffen und sechs Brandern, außer einer bedeutenden Anzahl von Fluitschiffen und Galioten, die als Transportschiffe benutzt wurden. Außerdem schifften sich am Bord dieser Fahrzeuge zweitausend Soldaten ein, die unter dem Kommando des Obersten Pichlers standen und dazu bestimmt waren, die Besatzungen von Kopenhagen und Kronborg zu verstärken, denn man wußte in Holland noch nicht, daß diese Festung bereits den Schweden in die Hände gefallen war.

So ausgerüstet und mit den bestimmtesten Ordres versehen, lichtete die holländische Flotte die Anker am 17. Oktober und setzte ihren Cours nach der Ostsee.

XXII.

Die Schlacht vor Kronborg.

(8. November 1658.)

Eine frische Kühlte wehte am Morgen des genannten Tages, der Zeuge einer furchtbaren Seeschlacht werden sollte. Der Himmel war einförmig grau und das Wasser im Sunde in bedeutender Aufregung. Auf den Wällen der Festungen Kronborg und Helsingborg, welche sich an der schwedischen und dänischen Küste drohend gegenüber liegen, damals aber nur einem Herrn gehorchten, war eine lebhafte Bewegung; namentlich am erstgenannten Orte, wo die unmittelbare Anwesenheit des Königs Alle zur erhöhten Thätigkeit trieb. Die schwedische Flotte, achtunddreißig Schiffe stark, unter den Befehlen des ritterlichen Admirals Gustav Wrangel, lag eine halbe Meile abwärts, und der ihr scharf entgegenstehende Wind verhinderte sie, auf die Holländer einzusegeln; sie mußten diese herankommen lassen.

Die Holländer setzten unaufgehalten ihren Weg fort. Mit einfach gerefften Toppsegeln schossen die Schiffe, welche die Vorhut der Flotte bildeten, heran, und ungefähr um acht Uhr früh befanden sie sich den Festungen gegenüber. Der Führer dieser Abtheilung, Vice-Admiral Pieter Florisson, hatte die drohende Gefahr wohl erwogen und suchte sie so viel als möglich unschädlich zu machen, indem er den Befehl ertheilte, genau die Mitte des Sundes zu halten, wobei er indessen nicht ganz verhindern konnte, daß Wind und Strömung ihn mehr nach der dänischen Seite zu trieben.

„Seht einmal, Vater Knudsen", sagte ein junger Soldat zu einem alten Artilleristen, der gegen seine Kanone lehnte und nicht sonderlich auf das achtete, was um ihn her vorging, „seht einmal die Menge Offiziere an, die hier den Wall heraufkommen. Das hat etwas zu bedeuten!"

„Was geht's mich an?" brummte der Alte. „Swenn! dummer Junge, laß mich zufrieden! Ich habe es Dir heute Morgen schon einmal gesagt. Ich bin bei meiner Kanone alt und grau geworden, und kenne kein anderes Geschäft, habe keine andere Freude, als sie zu laden und abzuprotzen. Nun, geladen ist sie, und losbrennen werde ich, wenn es befohlen wird."

„Aber wenn Ihr die Kanone abfeuert, fliegt doch die Kugel irgendwo hin, und wo sie hinfliegt, richtet sie Schaden an, und man denkt doch auch ein Bischen an den Schaden, den man verursacht. He?"

„Halte das Maul mit Deinem Wischiwaschi!" entgegnete scheltend der Alte. „Ich habe keine Lust, Schaden anzurichten oder zu verhüten; ich brenne blos meine Kanone ab, wenn es befohlen wird. Hast'n Schluck?"

„Hier, Vater Knudsen, habt Ihr meine Ration! Ich habe keine Freude am Branntwein. Trinkt ihn aus, und laßt ihn Euch etwas milder stimmen. Ihr müßt nachdenken, was Ihr thut, so lehrt's der Regiments-Schulmeister, der zu mir gesagt hat, ich sei ein offener Kopf."

„Laß mich zufrieden, Swenn. Ist Dein Kopf offen, so laß ihn verbinden. Du verleidest mir den Branntwein. Ich habe nichts zu denken, ich habe nur loszubrennen."

„Und thut's Euch nicht leid, daß Ihr im Handumdrehen Menschen und Vieh, Schiffe und allen Teufel in Grund und Boden zusammenschießt? Man muß doch ein Einsehen haben, wenn man an seine Nebenmenschen denkt."

„Ich habe keine Nebenmenschen zu bedauern," sagte

Knudsen beharrlich, „ich habe nur eine Kanone zum Losbrennen."

„So seht doch nur das Schiff da mit der schönen rothen, weißen und blauen Flagge; es glänzt, trotz der trüben Luft, wie Gold und ist von oben bis unten mit schneeweißen Segeln bedeckt. Es geht so still und ruhig durch's Wasser, als ob's mit der See und dem Sturm nichts zu thun hätte. Mir lacht's Herz im Leibe, wenn ich es ansehe, und ich danke Gott, daß ich nicht Kanonier bin, denn ich könnte es nicht über mich gewinnen, darauf zu schießen."

Nach diesen Worten wandte der junge Soldat sich erschrocken um, denn er fühlte eine gewichtige Hand auf seine Schulter fallen. Er sah einen Mann vor sich stehen von hoher Gestalt, der ihn mit blitzenden Augen ansah: „Was ist das? Kannst keine Kanone abfeuern? Bist Du ein schwedischer Soldat?"

Der junge Mann war in die Kniee gesunken und sagte, heftig zitternd: „Ach Gott! Herr König! Ich kann Alles, ja! Ach, laßt mich nur nicht niederschießen! Ach Gott! Ach Gott!"

„Fort!" herrschte der König, und Knudsen, der sich ein wenig umgedreht hatte, riß den jungen Mann vom Boden auf, schob ihn beiseite und sagte dann:

„Halten zu Gnaden, Herr König! Ich bin hier für das Losbrennen hergestellt.“

„Warte noch!“ befahl Karl Gustav, „die Kugel kommt sonst zu früh! — Hier, Ihr Herren!“ wandte er sich an die Offiziere seines Gefolges, „hier müßt Ihr Euch aufstellen. Von diesem Punkte aus könnt Ihr das ganze Schauspiel übersehen. Dort sind die Holländer, eins, zwei, drei, zehn Stück nach einander; die übrigen lassen sich Zeit, können nicht schnell genug hinter dem Cap hervorkommen. Aber nun wird es schicklich sein, den Herren da unten einen Gruß zu bieten und meinen Bruder Frederik in Kopenhagen aus dem Schlaf zu wecken. An die Geschütze!“

„Soll ich?“ sagte Knudsen und hob die Lunte in die Höhe.

„Freilich! — Her mit der Lunte! Frisch, meine Herren, ich gehe Euch mit einem guten Beispiel voran; thut mir Bescheid!“ Und der König nahm dem alten Kanonier die Lunte aus der Hand und feuerte selbst das erste Geschütz ab.

„Da!“ rief der König laut, als er die Wirkung des von ihm abgefeuerten Schusses sah, der einige Risse in dem Takelwerk des holländischen Admiral-Schiffes machte, „ich sehe, Dein Geschütz war gut gerichtet, Alter! Laß Dir von meinem Adjutanten einen

Bankothaler zur Extra-Ration reichen. Graf Magnus de la Gardie, beliebt's Euch, näher zu treten?"

Der aufgerufene Offizier trat näher und empfing die Befehle des Königs, während die übrigen Herren des Gefolges sich ehrerbietig zurückzogen. Unterdessen donnerten die Kanonen der Citadelle unaufhaltsam, die Geschütze von Helsingborg antworteten, und mitten durch diesen Kugelregen segelte die Flotte der Holländer den schwedischen Schiffen entgegen, die sich in einen Halbmond aufgestellt hatten und sich zum Empfange rüsteten.

Der König entließ jetzt den Grafen Magnus, und dieser eilte weiter, um die Befehle seines Gebieters zu erfüllen. Karl Gustav ging bis zu dem höchsten Punkt des Walles, und trat erstaunt einen Schritt zurück, als ihm von der andern Seite eine Dame entgegen kam.

„Sehe ich recht?" rief der König überrascht. „Ew. Majestät wagen sich bei so früher Tageszeit in diese feuchte Winterluft? Haben Euch die Kanonen geweckt? Ich bin untröstlich, Euch auf eine so rauhe Art aus Euren Morgenträumen aufgescheucht zu haben."

„Ich komme, mein Gemahl", entgegnete die Königin, „um Zeugin des großen Schauspiels zu sein,

das Ew. Königliche Majestät hier im Angesicht zweier Völker aufführt, und habe zugleich die Bitte auszusprechen, daß es Ihnen gefallen möge, dem Ritter, der mich so treu hierher geleitet hat, einen kleinen Theil der Ausführung zu übertragen."

Der Prinz von Holstein-Gottorp, der bescheiden zur Seite getreten war, näherte sich jetzt und sagte mit einer Verbeugung: „Gebieten Sie, Sire! wohin ich mich begeben soll."

„Ich dachte", antwortete der König mit leichtem Stirnrunzeln, „weil ich Euch nicht in meinem Gefolge fand, Ew. Liebden hätten es vorgezogen, mir die Ehre des Tages allein zu überlassen. Die Posten sind alle besetzt."

Der Prinz entfärbte sich; die Königin aber fiel rasch ein: „Urtheilen Ew. Majestät von der Anhänglichkeit des Prinzen an unser Haus; er wußte das Loos, das ihn treffen würde, und wankte doch nicht in der Ritterpflicht, die er mir gewidmet."

„Wenn es so steht, kann ich den Prinzen nur bitten", sagte der König, „sich, sobald er seine Pflicht gegen Ihre Majestät erfüllt hat, zu mir zurückzubegeben, und an meiner Seite die Geschicke dieses Tages zu erwarten. Wir werden wohl bei einander aushalten, denke ich!"

„Im Leben und im Tode!“ entgegnete rasch der Prinz.

Der Donner der Geschütze verstärkte sich von Augenblick zu Augenblick, aber der Schade, den sie anrichteten, war nur gering. Die Kanonen, welche auf der schwedischen Seite abgefeuert wurden, blieben ganz wirkungslos, die Kugeln reichten nicht herüber, und die Geschütze von Kronborg vermochten ebenfalls nicht, den niederländischen Schiffen bedeutend zu schaden, geschweige ihre Fahrt zu hemmen. Mit zusammengekniffenen Lippen sah der König diesem Zuge nach, zu Zeiten ein flüchtiges Wort an die Königin, oder an den Prinzen von Holstein richtend, ward aber immer einsylbiger, da ihm sein Plan ganz zu mißlingen schien; war auch ein Sieg zu hoffen, so mußte er die Ehre des Tages seinem Admiral überlassen. Als er dem Prinzen einen Wink gab, die Königin in das Innere der Festung zurückzuführen, war auch die letzte Hoffnung verschwunden.

Schon war die erste Abtheilung der Flotte, unter Pieter Florisson's Befehlen, bei der schwedischen Linie angelangt; seine Flagge wehte vom Vortopp. Er stellte sich an der linken Seite auf. Ihm gegenüber legte sich Witte de Witt, der ihm auf dem Fuße gefolgt war. Das weite Centrum blieb für den Ad-

miral van Wassenaar, der sich dem Linienschiff des Ritters Wrangel gegenüber legte.

Die Holländer handelten gemeinsam nach einem wohl überlegten Plan. Pieter Florisson segelte mit seinen Schiffen so nahe als nur möglich an die Schweden, als ob er sich mit ihnen Bord an Bord legen wollte. Er that dies, um die Schweden zu veranlassen, das Gefecht zu beginnen. Dies geschah aber nicht; die Holländer segelten ungehindert auf die Linie ein, und einen Augenblick lang glaubte Pieter Florisson, er würde die Durchfahrt erzwingen. Aber zur rechten Zeit entging er der ihm gestellten Falle; nur noch eine halbe Kabellänge weiter, und die schwedischen Schiffe hätten ihn eingeschlossen. Er braßte seine Segel back und gab dem schwedischen Contre-Admiral Brahe die glatte Lage aus seinen Steuerbords-Kanonen. Gleich darauf war die Schlacht allgemein, überall auf der Linie griffen die einzelnen Schiffe einander an und ein dichter Pulverdampf verhüllte die Scene. Dies war der Moment, wo der Prinz aus dem Innern der Citadelle zurückkehrte und sich zur Verfügung des Königs stellte.

Der Dreimaster „Groningen", auf welchem Pieter Florisson befehligte, gerieth so nahe mit einem der schwedischen Schiffe zusammen, daß sich ihr Takelwerk

verwickelte und sie nicht wieder von einander loskommen konnten. Die Geschütze mußten schweigen, aber desto erbitterter wüthete der Kampf auf den Verdecken; die Schweden enterten den Holländer, die Holländer den Schweden; Mann gegen Mann ward der Streit geführt, Matrosen, Soldaten und Offiziere nahmen es mit einem würdigen Gegner auf, während die Scharfschützen auf beiden Schiffen in den Marsen lagen und von oben herab ihren Mann auf's Korn nahmen; jeder neue Schuß forderte ein neues Opfer.

„Frisch, Jungens! Frisch!" rief der Admiral, der bereits aus mehreren Wunden blutete und die Zahl der Matrosen, die sich um ihn gesammelt hatten, mit jedem Augenblick sich vermindern sah. „Ein Hurrah für Hollands Flagge! Laßt Euch nicht werfen von diesen schwedischen Hunden! Drauf! Drauf!"

„Drauf! Drauf!" wiederholten die Matrosen und drangen mit erneuertem Muth auf die Feinde ein; aber diese standen fest wie Eisen, und keinen Fußbreit Raum gewannen die Holländer auf ihrem eigenen Verdecke.

„Mit Gunst, Herr Admiral!" sagte ein junger Offizier, der ihm zur Seite focht, „Ihr blutet bereits aus mehreren Wunden. Wollt Euch zurückziehen und verbinden lassen!"

„Mit nichten, Herr Lieutenant! Bin nur geschrammt! Frisch mit mir voran! Weg da, schwedische Bestie! Hier! Da! Da! Gebt Raum!“

Mit hohem Muthe focht der Admiral, und wohin er sich wandte, wichen die Schweden zurück, während sich die Lücke, welche er hinter sich gelassen, sogleich wieder mit Feinden füllte. Der junge Offizier hielt an seiner Seite aus und hatte die Augen überall, um seinen Führer, so viel er vermochte, vor feindlichen Waffen zu schützen. Er gewahrte einen Schweden, der sich auf die Hütte des Admiralschiffes geschwungen und auf Pieter Florisson angelegt hatte. Nicht vermögend, den Kreis zu durchbrechen, schleuderte er seinen Dolch nach dem Soldaten; aber zu spät, der Schuß ging los, und Pieter Florisson stürzte zusammen. Ein lautes Hurrah von schwedischer Seite ertönte bei diesem Sturze. Mit erneuerter Wuth warfen sich die Holländer ihren Feinden entgegen, um den Fall eines Offiziers zu rächen, der bei der ganzen Flotte in Achtung stand. Die Verzweiflung verlieh ihnen doppelte Kraft; die Schweden wurden zurückgetrieben, und die Holländer, welche sich auf dem feindlichen Verdecke befanden, kehrten an Bord ihres Schiffes zurück, von dem dunklen Gefühl geleitet, noch einmal in das sterbende Angesicht ihres Admirals zu

sehen und sich um seinen Leichnam zu schaaren. Der Wind frischte zur selben Zeit mehr auf und riß die beiden Schiffe aus einander. Der „Groningen" holte sein Steuer auf und segelte abseits, um die theuere Leiche in Sicherheit zu bringen. Kein feindliches Fahrzeug unternahm es, ihn zu verfolgen.

Während dieser Zeit war das Gefecht auf der entgegengesetzten Seite der Kampflinie nicht minder heftig. Witte de Witt hatte seine Schiffe mit Umsicht geordnet und den ihm an Kräften gleichen Feind angegriffen. Er glaubte diesen durch einen energischen Angriff zu erschrecken, aber er fand einen würdigen Gegner. Der Kampf wurde mit steigender Erbitterung geführt, und die Meldungen, welche von Zeit zu Zeit auf dem Halbdeck bei dem Admiral anlangten, gaben Zeugniß von der Bravour, womit man sich von beiden Seiten schlug.

„Feuer am Steuerbord!" rief de Witt in seiner rauhen Weise, die ihm bei der Flotte so sehr geschadet hatte; „Feuer! oder ich haue Euch bei Euren Kanonen nieder! Wenn mir ein Schwede zu nahe kommt, sollt Ihr es büßen! Was da?"

„Ein schwedischer Brander hat sich an den „Vlissingen" gehangen und diesen in Brand gesteckt!"

sprach der Meldende. „Die Mannschaft wirft sich in die Böte!“

„Schießt die feigen Hunde in den Grund, die ihr Schiff verlassen!“ zürnte der Admiral. „Wenn sie hier landen, stürzt sie vom Fallreep in ....“ Ein furchtbarer Lärmen unterbrach den Admiral. „Was war's?“

„Der „Vlissingen“ ist in die Luft geflogen.“

„Zum Teufel mit ihm; wollte, sein Volk wäre mit aufgeflogen, dann brauchte man es nicht todtzupeitschen! Feuer! Achtet auf Euer Werk, Herr Lieutenant, und steht nicht da, wie eine Waschlappe!“

„Erlaubt, Herr Admiral! ....“

„Nichts erlaube ich, als daß Ihr Eure Pflicht thut! Was habt Ihr da an Eurem Arm herumzukrabbeln?“

„Er ist zerschmettert!“

„So laßt'n baumeln und nehmt den Degen in die andere Hand. Hollah! Neuer Feind am Bug! Werft dem Hund die Kugeln in's Gesicht und jagt ihn zu allen Teufeln! Hat unser Bugspriet zerbrochen!“

Aber der Feind war nicht so schnell zurückzuweisen. Es war der „Dalarner“, an dessen Bord der Contre-Admiral Lilienström kommandirte. Die beiden Admiralschiffe geriethen heftig an einander, und der Kampf wurde von den verschiedenen Seiten mit gleicher Er-

bitterung geführt. Kugeln sausten, das Plankenwerk zersplitterte, die Takelage flog abgerissen hin und her, das Verdeck war aller Orten mit Leichen bedeckt.

Das Bugspriet des Holländers war zerbrochen, ihm folgte die Vorderstenge und Kreuzstenge; jetzt schwankte auch der Fockmast, und am Steven hatten sich die Fugen so weit aufgethan, daß das Seewasser ungehindert eindrang.

„Meldet's dem Admiral!“ befahl der Offizier, der auf der vorderen Schanze kommandirte. „Meldet's ihm, Ihr Leute! Schnell!“

Von mehreren Seiten zugleich gelangten Meldungen an den Admiral, aber dieser stand nicht mehr auf seinem Platze. Der Schwede hatte den Holländer über die Galerie weg geentert und ein furchtbares Blutbad war auf der Hütte und am Fuße derselben entstanden. Witte de Witt lehnte sich an den Besanmast und vertheidigte sich mit Löwenstärke gegen die angreifenden Schweden. Aber endlich mußte er der Uebermacht erliegen; er fiel, mit mehreren Wunden bedeckt, zerspaltenen Hauptes, ohne einen Laut auf das Verdeck nieder. Die Holländer brachten das zweite große Opfer in dieser verhängnißvollen Schlacht.

Eine Anzahl niederländischer Matrosen bildete einen Kreis um die Leiche.

„Er ist todt!“ sagte Einer. „Ganz todt!“

„Wird seinen Mund nicht mehr öffnen, um zu verfluchen und zu verdammen!“

„Hat nun auch sein Theil, und ist nicht besser oder schlechter daran, als alle Anderen, die heute daran glauben mußten.“

„Was hat er nun davon, daß er sein Lebelang das arme Seevolk hudelte und es wie Hunde behandelte?“

„Laß nur, Bruder Martin. Es kommt ihm Alles zu Gute, da oben!“

„Meinst Du?“

„Gewiß! Der Ober-Admiral im Himmel führt auch ein Loggbuch, sagte der vorige Schiffspastor, und so gewissenhaft, wie kein Schiffsschreiber auf Erden. Darin steht Alles verzeichnet, Gutes und Böses!“

„Nun, vom Guten wird auf seinem Blatte wohl nicht viel zu finden sein. Er war ein grausamer Mann und ein Fluch für arme Matrosen.“

Der Kampf hatte unterdessen aufgehört; die Schweden waren Sieger geblieben und die Holländer wurden entwaffnet; von dem Vortopp verschwand die niederländische Flagge und das gelbe schwedische Kreuz

auf blauem Grunde wurde an dessen Statt sichtbar. Zu der Gruppe von Matrosen, die sich um die Leiche des Admirals gebildet hatte, trat einer der Schiffs-Offiziere, bleichen Angesichts, den Arm in der Binde, ohne Degen: „Was steht Ihr da und habt ein ungewaschenes Maul? Schämt Euch!"

„Herr Lieutenant . . ." entgegnete einer aus der Menge, aber der Offizier unterbrach ihn: „Seid Ihr Richter, die über diesen Todten zu Gericht sitzen? Noch einmal, schämt Euch!"

Die Männer schwiegen.

„Hebt die Leiche auf und tragt sie hinab in die Kajüte!"

Es geschah. Die Leiche Witte de Witt's ward auf eine Tafel gelegt, und die Matrosen warfen noch einen letzten Blick auf ihren todten Tyrannen.

„Die Hüte ab!" befahl der Offizier. „Laßt uns für die letzte Ruhe des Gefallenen beten und des Himmels Segen auf ihn herabrufen."

Stumm blieben die Matrosen; einer derselben aber faßte sich und sagte zu dem Offizier: „Mit Verlaub, Herr! Dieser Mann hat stets den geringen Leuten jedes gebrannte Herzeleid angethan, wie er nur konnte und wußte; wir sind Christen und wollen's vergeben. Aber für Den beten, der uns mit Füßen trat, Den

segnen, der uns und unseren Kindern fluchte, das wollen wir nicht!" Langsam gingen sie hinaus.

Der Offizier blieb allein bei der Leiche zurück. Nach einer Viertelstunde trat der Contre=Admiral Lilienström ein: „Was ist das?"

„Die Leiche meines Admirals, Witte de Witt!" antwortete der Offizier. „Ich bin ihr Wächter."

„Und sollt es bleiben!" entgegnete Lilieström. „Ich entferne mich sogleich wieder. Er war ein tapferer Offizier, und soll seine Ehre finden im Tode, wie er sie im Leben fand."

Der schwedische Admiral und sein Gefolge entblößten das Haupt und sprachen ein Gebet; dann sagte der Erstere: „Das Schiff mit der Leiche geht sogleich nach Landskrone ab; Capitain Arvidson eskortirt dasselbe. Ich fürchte, dieser einzelne Sieg wird uns nicht viel helfen! Laßt uns sehen, wie die Schlacht im Centrum steht."

Aber im Centrum raste sie mit unbeschreiblicher Wuth. Gustav Wrangel und Opdam van Wassenaar kämpften auf Tod und Leben mit einander. Unaufhörlich versuchten es die Holländer, die schwedische Linie zu durchbrechen; jedesmal mußten sie zurückweichen. Herr van Wassenaar lag krank in der Kajüte und leitete von hier aus die Schlacht. Als aber der

Kampf immer hartnäckiger wurde, als die Schweden eine Zeitlang die Oberhand gewannen und die Holländer daran verzweifelten, den Sieg zu erringen, befahl er, ihn auf einen Stuhl zu setzen und auf das Verdeck zu tragen.

Die Offiziere widersetzten sich diesem Ansinnen: „Thut es nicht, edler Herr! Verlaßt Euch auf die Umsicht Eures Flaggen-Capitains und Eures Segelmeisters!"

„Schont sich Einer von Euch?" entgegnete der Admiral, den Schmerz gewaltsam niederkämpfend, der in seinem Körper raste. „Tragt mich nach oben!"

„Laßt mich nur noch einmal nachsehen!" bat einer der Offiziere, derselbe, der ihm die Nachricht von dem Tode Pieter Florisson's gebracht hatte. „Ich bringe Euch gewissenhaften Rapport."

„Ein wackerer Mann, der Pieter! Thut mir leid, herzlich leid!" fuhr der Admiral fort. „Horch! Wie es donnert! Jetzt setzen sie wieder ein! — Haltet Euch brav, Leute! Haltet Euch brav! Was fragt Ihr nach den schwedischen Kugeln? Unsere Schiffe sind von Eisen, sie dringen nicht hindurch!"

Ein junger Offizier flog die Kajütstreppe hinab und trat, bleichen Antlitzes, zitternd vor seinen Chef hin: „Herr Admiral!"

„Was giebt's?" stöhnte der Kranke.

„Ein neues Unglück, Herr. Nachricht vom rechten Flügel ...."

„Dort donnert de Witt, wie ein zweiter Cerberus!" unterbrach ihn van Wassenaar. „Was läßt er mir melden?"

„Von ihm empfangt Ihr keine Meldung mehr; er ist todt!"

„Todt!?"

„Contre-Admiral Lilienström hat ihn geentert. Es hat auf dem Verdeck ein Kampf auf Leben und Tod stattgefunden, und der Admiral ist, mit Wunden bedeckt, gefallen. Die Schweden haben Schiff und Leiche mit sich hinweggeführt."

„Und ich noch immer hier? — Bringt mich auf das Verdeck, befehle ich! — Seht Ihr mich voll Mitleid an, oder ist's Spott, weil ich eigentlich kein Seemann bin! Edelmann bin ich, und Soldat! Auf das Verdeck!"

Der Wille des Kranken ward erfüllt. Man trug ihn nach oben, band ihn auf seinen Stuhl fest und diesen wieder an den großen Mast. Er ertheilte seine Befehle, und der Angriff begann auf's neue mit zwiefacher Erbitterung. Der schwedische Admiral eröffnete das Feuer mit erneuerter Stärke.

„Brav, Wrangel, brav!“ rief Herr van Wassenaar. „Bist ein tüchtiger Gegner. Wir dürfen uns einander nicht schämen.“

Mit dreifachen Kräften griffen die Schweden das holländische Admiralschiff an, dessen Flagge auffordernd vom großen Topp wehte, und schon waren die Enterhaken gehoben, die auf das Verdeck des Holländers niederfallen sollten. Da kam Entsatz; starker, muthvoller Entsatz. Die dem Admiral zunächst liegenden holländischen Fahrzeuge hatten die Schweden von sich abgeschlagen und die Linie durchbrochen. Die beiden tapferen Capitaine Art van Neß und Jan van Kampen erschienen vor dem Spiegel und am Backbord des Admirals Wrangel und eröffneten ein mörderisches Feuer auf diesen. Eine Stunde dauerte dieser entsetzensvolle Kampf, dann hatte er sich zu Gunsten Hollands entschieden. Es wurde Raum an allen Enden, die Schweden zogen sich immer weiter zurück, und auch am Bord des Admiralschiffes ward der Befehl zum Weichen gegeben.

„Und wohin setzen wir den Cours?“ fragte der Segelmeister ehrerbietig.

„Nach Landskrone!“ entgegnete Admiral Wrangel mit halber Stimme, „und vertrauen wir dort auf Hollands Ohnmacht, sonst ....“

„Hurrah! Hurrah!“ rief Herr van Wassenaar. „Jetzt muthig vorwärts! Das Feld ist unser! Sieg! Hurrah!“

Und „Hurrah!“ erscholl es längs der ganzen holländischen Linie.

Der König Karl Gustav stand noch immer auf den Wällen von Kronborg; er hatte sie während der Schlacht nicht einen Augenblick verlassen. Unfern von ihm stand der Prinz von Holstein-Gottorp im Gespräch mit dem Grafen Magnus. „Ihr solltet doch Se. Majestät nochmals ersuchen, den Wall zu verlassen, Hoheit“, bat der Graf.

„Es ist umsonst, ihn zu bewegen!“

„Sechs volle Stunden steht er auf derselben Stelle. Um Gott! Was ist das? Der König wankt!“

In diesem Augenblicke war es, wo die schwedische Flotte vollends zurückwich und den Holländern freien Durchzug gab; mit straffen Segeln flogen diese dahin. Sechs lange Stunden hatte der Kampf gerast, jetzt war er vorüber.

„Ist Ew. Majestät nicht wohl?“ rief der Graf besorgt, und der Prinz fragte: „Was ist Euch begegnet, königlicher Herr?“

„Ich habe den Schlüssel von Kopenhagen verloren!“ sagte der König mit dumpfer Stimme, und verließ in sich gekehrt den Wall.

XXIII.

Nach der Schlacht.

(1658.)

Die blutige Schlacht vor Kronborg war geschlagen und der letzte Donner der Geschütze verhallt. Die schwedischen Schiffe flüchteten einzeln dem gemeinschaftlichen Sammelplatze zu, denn sie fürchteten eine Verfolgung von Seiten der Holländer und glaubten, sie auf diese Weise unwirksam zu machen. Aber diese verhielten sich still; auch ihre Kräfte waren erschöpft. Als sie die beiden Flügel der Schweden gesprengt und das Centrum derselben durchbrochen hatten, ließen sie das gelbe Kreuz unangefochten der Küste von Schoonen zusteuern. Die Holländer setzten ihren Cours nach Kopenhagen, aber sie vermochten diese Stadt an dem Tage nicht mehr zu erreichen; man ging im Schutze der Insel Hven vor Anker.

Schon dämmerte der Abend stark herein. Am Bord des Admiralschiffes waren die Capitaine zur ernsten

Berathung versammelt. Zwar hatte man gesiegt, aber dieser Sieg hatte viel gekostet. Starke Havarie war gemacht worden, und die Mannschaft arbeitete unausgesetzt, um den gefährlichsten Schaden zu ersetzen. Herr van Wassenaar hatte einen Schlachtenbericht an die General-Staaten entworfen und denselben seinen Capitainen zur Unterschrift vorgelegt; es war augenscheinlich, daß eine Verstärkung erbeten werden mußte, und am meisten nothwendig war es, an die Stelle der gefallenen Admirale neue Befehlshaber zu ernennen. Einstweilen bekleidete der Admiral den Capitain Jan Aldag mit der Würde eines Schout by Nacht und entließ dann, von Krankheit gefoltert, die Offiziere, die ihrerseits an Bord ihrer Schiffe eilten, um die Intentionen des Admirals soviel als möglich fördern zu helfen.

Der Schout by Nacht, Jan Aldag, blieb vorerst am Bord des Admiralschiffes zurück, um von dort aus die Angelegenheiten der Flotte zu leiten. Er und der Flaggen-Capitain standen auf dem Halbdeck in ernster Unterredung beisammen, als sie durch einen dumpfhallenden Schuß gestört wurden.

Eine Galiotbrigg von holländischer Bauart war im Ansegeln begriffen. Von ihrer Gaffel wehte die schwedische Orlogsflagge, auf dem Bugspriet die Flagge

der Vereinigten Provinzen und von dem großen Topp eine weiße Parlamentairflagge. Alle diese Flaggen waren auf halber Stange gehißt. Nach Verlauf einer halben Minute fiel ein zweiter Schuß, und sofort in Zwischenräumen von dreißig zu dreißig Sekunden.

„Das ist ein seltsamer Anblick, Herr Schout by Nacht," sagte der Flaggen-Capitain des Admiralschiffes. „Habt Ihr jemals einen solchen Parlamentair gesehen? Freundes- und Feindesflagge wehen am Bord eines und desselben Schiffes, als Trauersignale, und dazwischen hoch oben das Zeichen friedlicher Besprechung."

„Allerdings seltsam genug!" entgegnete Jener. „Indessen müssen wir für einen würdigen Empfang Sorge tragen. Wollt Ihr das gefälligst einleiten, Herr Capitain? Und Ihr, Herr Lieutenant, geht und stattet Sr. Edelmögenden, Herrn van Wassenaar, Bericht von dem, was Ihr seht."

Die Galiotbrigg steuerte unangefochten näher, und als sie sich seitlängs vom Admiralschiff befand, braßte sie ihre Segel back. Auf der Galerie derselben erschien der Befehlshaber derselben, zur Seite einen holländischen Offizier, mit der Bitte um freies Geleit, da er eine Botschaft Sr. Majestät des Königs von Schwe-

den an den Ober-Befehlshaber der holländischen Flotte auszurichten habe.

Das erbetene Geleit ward ohne Zögerung zugesagt und dem Ober-Admiral die nöthige Meldung gemacht. Die Offiziere des Admiralschiffes traten sogleich zusammen und geleiteten den Gesandten zu ihrem Führer.

„Enschuldigt, Herr Admiral, den vielleicht nicht ganz angenehmen Besuch eines Feindes kurz nach der Schlacht; mich sendet Se. Majestät der König mit der Botschaft an Euch: „„Im wechselnden Glücke dieser Schlacht ist das Befehlshaberschiff des rechten holländischen Flügels in Meine Hände gefallen, ein Schiff, das von einem der edelsten Seehelden Hollands befehligt wurde. Er ist vor diesem Unglücksfall als ein echter Held gestorben, mit Wunden bedeckt. Mein Herz ist voll Freude über den einen Sieg, inmitten der allgemeinen Niederlage, aber Ich bin weit entfernt, ein Schiff an mich reißen zu wollen, auf welchem einer von Hollands Helden starb, und das ein Denkmal dieser Nation bleiben muß. Empfangt es zurück und mit ihm die Leiche des Helden, würdig aufgestellt in der Staatskajüte. Es sei den Holländern dies ein Beweis, daß Ich den Krieg nicht gegen Einzelne führe, sondern weil Ich nicht anders kann. Am Bord befinden sich alle die Of-

fiziere und Matrosen, welche bei der Gefangennehmung des Schiffes sich auf demselben befanden. Sie haben ihre Freiheit empfangen, nachdem sie eidlich gelobten, in diesem Kriege nicht mehr gegen Mich zu dienen; mögen sie ihren ehemaligen Führer in seine Heimath geleiten.'" — „Dies," schloß der schwedische Offizier, sind die Worte meines königlichen Herrn an Euch, und wenn Ihr beabsichtigt, dieses Schiff mit seiner unschätzbaren Last nach Holland zu senden, so nehmt diesen Paß, der Euch überall, vor Kronborg, wie vor jedem schwedischen Schiffe vorüber, die Wege öffnet und jeden nöthigen Beistand bietet; es ist der Geleitsbrief eines edlen Königs."

Der Schwede hielt inne. Mit tiefer Bewegung hatten die Holländer das Geschenk ihres königlichen Feindes empfangen. Der Gesandte kehrte am Bord einer Schaluppe, welche im Geleit der Galiotbrigg gekommen war, nach der schwedischen Küste zurück, und die gesammten niederländischen Schiffe feuerten eine Trauersalve ab.

Am andern Morgen früh steuerte die Galiotbrigg nach der Richtung von Kronborg. Am Bord derselben befanden sich die Leichname der Vice-Admirale Cornelius Witte de Witt und Pieter Florisson im Paradeschmuck. Sie wurden in Holland mit tiefer

Trauer empfangen und zu ihrer ewigen Ruhestätte geleitet. Witt liegt in Rotterdam, und Florisson in Horn; beides sind Wallfahrtsstätten für jeden echten niederländischen Seemann.

Die holländische Flotte war dagegen bei dem ersten Schimmer des Tages unter Segel gegangen und warf bald darauf ihre Anker vor Kopenhagen. Mit großer Freude ward sie hier empfangen; man begrüßte sie mit Kanonendonner, Trompetengeschmetter und Jubelgeschrei; es ward mit sämmtlichen Glocken geläutet, und die Einwohner sammelten sich in zahllosen Schaaren auf den Bollwerken und den Brücken; die Holme und die Zollbude waren mit Menschen besäet.

Eine Staatsschaluppe legte an den Bord des Admiralschiffes. Ein diensttḥuender Kammerherr lud den Herrn van Wassenaar zu einem Besuche bei Sr. Majestät dem Könige ein. Aber der Admiral befand sich so krank, daß er seine Kajüte nicht verlassen konnte und sich vielfach entschuldigte, daß er dem königlichen Befehl nicht nachkommen könne. Nach zwei Stunden kehrte dieselbe Schaluppe mit dem Könige zurück; Friedrich III. schenkte dem Repräsentanten seiner Bundesgenossen die Ehre seines königlichen Besuches; er begrüßte die holländischen Offiziere mit höchst gnädi-

gen Worten und stellte ihnen dann seinen Admiral Bielke vor, der den Befehl habe, sich morgen mit seinem Geschwader der niederländischen Flotte zuzugesellen und ihr in diesen Gewässern, wo er ganz und gar zu Hause gehöre, als Führer zu dienen.

Am folgenden Tage ward dieser Vorsatz ausgeführt, und kaum hatten die beiden Flotten sich zusammengefunden, als auch ein gemeinschaftlicher Streifzug nach Landskrone, wo sich die gesammte schwedische Flotte befand, beliebt wurde.

Es fehlte nicht viel, so wäre es, trotz des glänzenden Empfanges, trotz des königlichen Besuches und der vielen Freundschafts-Versicherungen, zum offenen Bruche zwischen Niederländern und Dänen gekommen, die doch dazu bestimmt waren, für längere Zeit Verbündete zu bleiben. Admiral Bielke war ein eifriger, hitziger Herr, voll Feuer und Leben, dem es nur an Mitteln gefehlt hatte, etwas gegen Schweden zu unternehmen; jetzt, wo er seine Schiffe durch die holländische Hülfsmacht so ansehnlich verstärkt sah, hielt er sich für unüberwindlich. Er drang darauf, augenblicklich nach Landskrone abzusegeln und nicht eher von dort zu weichen, bis die schwedische Flotte, so wie die Festung, das Eigenthum der Dänen geworden sei. Und in der That, hätten die Holländer

und die Dänen gemeinsam und eifrig diesen Zweck verfolgt, es hätte ihnen gelingen müssen; einer der wichtigsten befestigten Orte Schwedens wäre an Dänemark gekommen, die Flotte Karl Gustav's vernichtet worden, und wer weiß, welche Wendung dieser berühmte nordische Krieg genommen hätte. Allein Bielke fand die Holländer nicht zu einem so entscheidenden Schlage geneigt; sein Eifer scheiterte an der übergroßen Besonnenheit des Herrn van Wassenaar. Entweder machte die Krankheit, woran er litt, diesen Offizier für den Augenblick unfähig, die Wichtigkeit des Unternehmens zu begreifen, oder es widerstrebte seiner Natur, einen raschen Entschluß zu fassen, oder er hatte geheime Instructionen, die seine Handlungsweise bestimmten. Es hieß allgemein, wenn freilich die Holländer es nicht gerne hören wollten, es sei den General-Staaten wenig Ernst mit dem dänischen Bündniß; sie dächten nicht daran, die Schweden ganz und gar zu unterdrücken, vielmehr sähen sie es am liebsten, wenn zwischen den beiden nordischen Königen ein gewisses Gleichgewicht bleibe, da dies unbedingt für Holland den größten Nutzen haben müsse. Hiernach konnte die Unterhandlung, welche die beiden Ober-Befehlshaber der vereinigten Flotten gleich nach dem Lichten der Anker mit einander hatten,

nicht von sonderlichem Erfolge sein, und man sah sich bei dem Schlusse der Konferenz mit weit ungünstigeren Augen an, als bei dem Beginn derselben.

Unterdessen rückte die Flotte vor Landskrone und blokirte den Hafen einstweilen. Man machte auch Miene, durch Einsenkung von Steinen und Schiffstrümmern die Mündung desselben zu verstopfen, aber diese Arbeit wurde so mangelhaft und mit einer solchen Unkenntniß des Terrains betrieben, daß hiervon nicht der geringste Erfolg erwartet werden durfte.

Der Schwedenkönig Karl Gustav befand sich auf seiner Flotte in Landskrone, als die Expedition der Dänen und Holländer vor der Mündung anlangte. Als der König die Meldung empfing, befand er sich gerade am Bord bei dem Admiral Wrangel, und mehrere fremde Herren bildeten seine Umgebung. Es herrschte ein dicker Nebel, so daß man kaum von einem Schiffe zum andern deutlich sehen konnte, was auf dem Verdeck desselben vorging, und der König bezeigte nicht geringe Lust, seinen Feinden unerkannt einen Besuch abzustatten. Zwar erhoben die schwedischen Seeleute ihre Stimmen und suchten den König von diesem Gedanken abzubringen; aber Karl Gustav, der niemals eine persönliche Gefahr gefürchtet hatte, und dem man eine einmal gefaßte Idee nur

schwer ausreden konnte, hörte nicht auf die Einwendungen seiner Offiziere, sondern wandte sich an seine ausländischen Gäste und fragte, was sie davon hielten.

Der Gesandte des deutschen Kaisers, Baron Thüring, neigte sich tief vor dem Könige und meinte, Seine Majestät werde sich einer so augenscheinlichen Gefahr nicht aussetzen, die dem ganzen Norden zum dauernden Unheil gereichen könne, und der Botschafter des Protektors verbeugte sich stumm, auf den Baron deutend, zum Zeichen, daß er ihm beistimme; der französische Gesandte, Ritter Terlon, aber rief mit leichtem Sinn: „Ei nun, Ew. Majestät! Wenn Sie glauben, daß dieser Nebel ein eben so treuer Bundesgenosse Schwedens ist, als Frankreich, so können wir in seinem Schutze immer die Fahrt wagen."

„Das glaube ich," entgegnete der König rasch, „und nehme Eure Begleitung an. Laßt uns sehen, was wir erkunden."

Schnell war, zum Staunen der übrigen Gesandten und zum Schrecken aller guten Schweden, die bei diesem Wagniß ihres Königs zitterten, eine Schaluppe mit erlesenen schwedischen Matrosen bemannt, und diese flog auf die Rhede hinaus. Das Glück war ihrer Kühnheit hold; der Nebel stand fest wie eine Mauer und war so dicht, daß sie bereits gegen den

Bug des ersten feindlichen Schiffes stießen, bevor sie dasselbe gewahrten.

„Wer da am Bug!“ rief es vom Verdeck herunter.

Schnell besonnen nahm, auf einen Wink des Königs, der Quartiermeister das Wort: „Armer Küstenfischer, der das Land nicht wiederfinden kann und nur durch Zufall in die Nähe Eures Schiffes gerathen ist“

„Ein Küstenfischer?“ rief eine andere Stimme von oben herab. „He! haben schon lange Appetit auf ein Gericht guter Fische gehabt! Kommt seitlängs, Kerle! Wir wollen Euch gut bezahlen.“

Der König gab einen Wink, und das Boot trieb rückwärts über sein Steuer. Die Holländer merkten die Bewegungen, die das Boot machte, und es erhob sich Tumult am Bord: „Das ist Verrath! Da unten sind Spione! Meldet es nach dem Halbdeck!“

„Das schwedische Boot flog mit außerordentlicher Eile nach der entgegengesetzten Richtung und trieb bald darauf vor dem Spiegel eines zweiten holländischen Schiffes vorüber, nicht ohne für einen Augenblick bemerkt zu werden. So, bald rascher, bald langsamer vorwärts eilend, trieb das Königsboot längs einer großen Zahl der niederländischen Schiffe, und nur der König bewahrte seinen hohen Sinn, so daß

er selbst in dieser eigenthümlichen Lage noch scherzen konnte; denn das erste Schiff hatte, zum Zeichen, daß irgend etwas Ungewöhnliches im Werke war, seine Glocke angezogen; alle Schiffe folgten diesem Beispiel; das Geläute verstärkte sich mit jeder Minute, und auf allen Verdecken ward scharf ausgelugt.

In diesem Augenblicke änderte sich die Scene, und eine entschlossene Handlung eines Matrosen der holländisch-dänischen Flotte hätte dem nordischen Kriege sogleich ein Ende gemacht. Die Sonne brach sich Bahn in den oberen Regionen des Nebels; der Wind, der von seewärts her scharf auffrischte, kam ihr zu Hülfe, und in wenigen Minuten war der Himmel klar und heiter. Das Schwedenboot lag Angesichts der feindlichen Flotte, und der überraschende Wechsel der Witterung hatte die Schweden so verdonnert, daß sie vergaßen, die Ruder zu bewegen. Erst als auf den holländischen Schiffen die Soldaten nach ihren Gewehren griffen, als man Miene machte, die Böte vor den Fallreep zu ziehen, gewannen die Schweden ihre Besonnenheit wieder.

„Die Königsjagd beginnt," sagte Karl Gustav. „Wie wäre es, Herr Abgesandter, wenn eine jener Kugeln mich träfe?"

„Königlicher Herr!" rief der Ritter von Terlon,

„Frankreich ist die natürliche Brustwehr seiner Freunde! Die holländischen Jäger würden mich bei dem Leichnam des Löwen treffen."

„Diesmal nicht!" entgegnete der König, dem Franzosen die Hand schüttelnd. „Seid gewiß, Ihr werdet noch Gelegenheit haben, in Euren glänzenden Schlössern zu Versailles und Trianon von dieser Löwenjagd zu erzählen; aber das Alles nur, weil die Holländer schlafen, wo sie wachen sollten. Da ist Landskrone."

Und in diesem Augenblicke befand sich das Königsboot unter dem Schutze der schwedischen Kanonen.

XXIV.

Fortgang des nordischen Streites.

(Januar bis Juli 1659.)

Die General-Staaten waren den Bewegungen im Norden mit Luchsaugen gefolgt; nichts entging diesem Scharfblick, und ängstlich bewachten sie jeden Schritt, den irgend eine auswärtige Macht im Interesse dieser Angelegenheit that. Neue und dringendere Aufforderungen zur ferneren Unterstützung waren von Seiten des Königs von Dänemark im Haag angelangt. Anfangs schwankte man, ob diesen Anforderungen Folge zu geben sei; aber kaum hatte man die Gewißheit erhalten, daß der Lord-Protektor von England, Richard Cromwell, der Sohn Oliver's, eine Flotte dahin zu senden beabsichtige, als man beschloß, die Wünsche des Königs von Dänemark zu erfüllen. Da indessen der Winter bereits zu weit vorgerückt war, um von den Operationen der Flotte noch viel erwarten zu können, wurde die Absendung

der Verstärkungen bis zum Eintritt des nächsten Frühjahrs verschoben.

Diese Angelegenheit ward auch mit dem Beginn des Jahres auf das lebhafteste betrieben, aber man stieß plötzlich auf ein eben so unerwartetes als gefährliches Hinderniß. Während Alles, was man zur Ausrüstung einer Flotte bedurfte, vollauf vorhanden war, fehlte es an Matrosen, und die General-Staaten sahen sich genöthigt, zu einem Mittel zu greifen, das einen Theil des holländischen Kaufmannsstandes stark beeinträchtigte. Es ward nämlich befohlen, daß keine Schiffe in diesem Jahre nach Grönland ausgerüstet und die zahlreichen Equipagen der Grönlandsfahrer zum Flottendienst verwendet werden sollten. Um diesem bedrohlichen Schlage zu entgehen, einigten sich die Grönlands-Rheder mit einander und versprachen, dafern man sie ungehindert walten ließe, den Staaten zu Hülfe zu kommen und ihnen eine Anzahl von 1200 Matrosen, mit einer monatlichen Gage von 15 Gulden pro Kopf, zum Dienst der Flotte zu stellen. Dies Anerbieten wurde angenommen, und der Robben- und Wallfischfang litt keine gefährliche Unterbrechung.

So kam nun in den ersten Monaten des Jahres die Ausrüstung der Hülfsflotte zu Stande; sie war

imposant und eines so mächtigen Bundesgenossen wie Holland würdig. Es waren 40 Schiffe, welche mit 1743 Kanonen bewaffnet und mit 7683 Matrosen und Soldaten bemannt waren. Die Letzteren, unter den Befehlen des Obersten Killegrew, 4000 Mann stark, waren dazu bestimmt, in Dänemark an's Land gesetzt zu werden. Zum Befehlshaber dieser Flotte hatte man de Ruiter ersehen; das Dekret, welches die General-Staaten deshalb erließen, enthält Nachstehendes:

„Die Staaten-General der Vereinigten Nie-„derlanden allen den Jenigen, welche dieses wer-„den lesen oder hören lesen, Unsern Grus. Thun „hiemit zu wissen, daß Wir Uns verlassend auf „die Erfahrenheit, welche der Ehrenfester, Mann-„hafter, Frommer, Unser Lieber getreuer Michael „Adrianson de Ruiter, Vice-Admiral von Hol-„land und Westfrießland in Seesachen hat, den-„selbigen beordert und authorisiret haben, wie „Wir Ihn beordern und authorisiren mit die-„sem, um vorerst über des Landes Kriegsschiffe „unter seiner Aufsicht nach Dänemark gehend, zu „commandiren und sich mit denselben auf die „bequemste und sicherste Weise zu begeben unter „die Flagge des Herrn van Wassenaar L. Admi-

„rals, sich jetzund mit einigen andern des Landes
„Kriegsschiffen vor und bei Kopenhagen befin-
„dend, und weiter in Allem die Ordre desselben
„L. Admirals zu folgen; Befehlen demselben wei-
„ter, im Fall er die Flotte des Herrn Protectors
„von Engelland, Schottland und Irland, oder
„einiger anderer dieses Staates Freunden und
„Allirten Schiffe möchte antreffen, dieselben mit
„aller Freundschaft und Höflichkeit zu begegnen;
„darum wir auch allen andern Vice-Admiralen,
„Schulzen bei Nacht, Capitainen, Befehlhabern,
„Soldaten und Matrosen, in dieser, des Landes
„Flotte dienend, befehlen, den vorgemeldeten Mi-
„chael Adrianson de Ruiter vorerst, und bis
„er unter die Flagge des obenbemerkten Admirals
„wird angekommen seien, vor Ihrem Comman-
„deur zu erkennen und zu respectiren; auch de-
„nen Befehlen, die Er geben wird, genau nach-
„zukommen; mit Bedrohung, Denjenigen, der es
„anders thut, dafür anzusehn, und als einen Wi-
„derspänstigen zur gebührenden Strafe zu ziehen,
„weil wir solches zum Dienste des Landes und
„zur Unterhaltung guter Ordre in vorgedachter
„Flotte also gut befunden haben. Gegeben im
„Haage unter Unserm Siegel und Paraphure

„auch Unterzeichnung Unseres Greffiers am 15. Mai
„MDCLIX. J. van Gent. Vr.
Auf Ordre der Hochgemeldeten Herren
Staaten-General: N. Ruisch.“

Bei Einhändigung dieser Ordre wurde dem Vice-Admiral de Ruiter noch besonders kundgethan, daß ihm, im Fall einer Krankheit, oder des unvorhergesehenen Ablebens des Herrn van Wassenaar, der Oberbefehl über die gesammte Ostsee-Flotte zustehe. Zum Vice-Admiral dieses stolzen Hülfs-Geschwaders ernannte man Jan Evertson, den tapferen Gefährten de Ruiter's in der Schlacht der fünf Admirale, und zum Schout by Nacht den früheren Capitain Jan Cornelisson Meppel. Diese imposante Flotte ging in der dritten Woche des Mai, am 18ten oder 19ten des genannten Monats, in See. In dem ersten Augenblicke des Auslaufens erfuhr man von einem heimkehrenden Fischerboot, daß sich eine englische Flotte in See befinde und nach dem Sunde zusteuere. Dies erweckte nicht geringe Unruhe; denn wenn England auch seine friedliche Gesinnung offen ausgesprochen hatte, so wußte man doch auch andererseits von geheimen Unterhandlungen mit Frankreich, und die Klugheit gebot, auf der Huth zu sein.

Kaum war die Flotte in See, als der französische

Gesandte, Graf du Thou, und der englische Resident Downing im Haag auftraten, um, von dem Könige von Schweden beauftragt, vorerst die Bedingungen zu einem Waffenstillstand mit Dänemark und Holland festzustellen und dann die weiteren Friedens-Unterhandlungen zu beginnen. Zur Leitung dieser Unterhandlungen ernannte Holland seinerseits den ersten Rath Pensionarius von Dordrecht, Godart van Hingeland; den Rath Pensionarius von Amsterdam, Peter Vogelsang; den Secretair der Staaten von Seeland, Peter de Hubert, und den Friesen Willem van Haren Grietmann van der Bildt. Sie wurden mit dem größten Eifer betrieben und der vorläufige Friedens-Vertrag bereits am 21. Mai unterzeichnet. Da der dritte Artikel desselben besonders wichtig war, indem der Befehlshaber der holländischen Flotte bei dem gegenwärtigen Stande der Angelegenheiten sehr leicht mit den englischen Schiffen in Kollision kommen konnte, so ward ihm eine Abschrift dieses Artikels nachgesendet, den er auf offener See, unfern von dem Sunde, empfing. Kaum hatte der Vice-Admiral de Ruiter denselben empfangen, als er sich beeilte, sämmtliche Befehlshaber der Schiffe seines Geschwaders von dem Inhalte in Kenntniß zu setzen. Er hatte sie in seiner Kajüte

versammelt, und als die nöthige Ruhe eingetreten war, las er Folgendes:

Dritter Articul

des Tractats, geschlossen im Hage 21 Maji MDCLIX.

„Ist vertragen, daß die Flotte, welche der durch„lauchtigste Herr Protector von Engelland, als „Freund der beiden Könige von Dänemark und „Schweden, nach dem Orisund gesandt hat, sich „mit keiner der Flotten der Hochgemeldeten Kö„nige conjugiren, noch an keiner von beiden „einige Hülfe erweisen, wie auch gegen keiner der „beiden sich feindlich erzeigen soll; drei Wochen „nach einander, Anfang nehmend mit dem Tage „oder Zeit, daß dieser Vertrag dem englischen Ad„miral oder Obersten selbiger Flotte wird bekannt „seyn, zu welchem Ende man ihm eine authen„tique Abschrift desselben durch unterschiedliche „Wege zu Wasser und zu Lande in aller Eile „solle zusenden, wie dann auch weiter vertragen „ist, daß die Flotte, welche durch die Vereinigten „Niederlanden ausgefertigt und dahin gesandt „wird, von diesem Tage an, bis zum Ende der „vorbemeldeten drei Wochen, keinem der beiden „Hochgemeldeten Könige einige Hülfe leisten, „noch sich gegen keinen von beiden feindlich

„erweisen, auch mit keiner der beiden königlichen „Flotten conjugiren solle, selbst auch nicht mit „derjenigen Flotte, die unter dem L. Admiral „Herrn van Wassenaar allbereits zu Hülfe des Kö- „nigs von Dänemark abgesandt ist; daß auch die- „selbe Flotte unter dem mehr gemeldeten Herrn „van Wassenaar zu Hülfe des Königs von Dä- „nemark vorabgesandt, in wehrender Zeit der dreien „Wochen, keine Kriegsvölker, unter was Vorwand, „daß es auch möge Namen haben, nach einigen „Insuln oder anderen Orten in Dänemark zum „Nachtheile des Königs von Schweden solle ver- „mögen über zu bringen, oder derselben Ueber- „bringung beförderen und behülflich zu seyn, noch „auch denselben König feindlich anzufallen; daß „auch die vorgemeldete niederländische Flotte, „welche itzund nach Dänemark gesandt wird, von „diesem Tage an, bis zum Ende der vorgedach- „ten drei Wochen, nicht solle vermögen oder trach- „ten, zu Copenhagen an Land zu setzen, wie „auch nicht durch den Sunt oder den Belt in „die Ostsee zu laufen, und daß die französische, „englische und niederländische Abgesandte, welche „sich dann der Orten befinden werden, mit allem „Fleiß und Eifer, es sey insgesammt oder ein Je-

„der absonderlich, jedoch mit gemeiner Wissenschaft
„und Berathschlagung, trachten sollen, zu Wege
„zu bringen, daß unter wehrender Zeit der drei
„Wochen ein fester und beständiger Friede zwi-
„schen den zweien Höchstgemeldeten Königen ge-
„troffen werde.

„Nach gethaner Collation gegen das Originale
„Translatirte, ist dieses damit allerdings über-
„einstimmend befunden, nach welcher und kei-
„ner anderen Abschrift der Vice-Admiral de
„Ruiter sich solle haben zu richten.

N. Ruisch."

Die holländischen Schiffsführer, welche sich alle mehr oder weniger auf ein Zusammentreffen mit den Schweden und auch wohl mit den Engländern gefreut hatten, knirschten mit den Zähnen, als sie die ihnen mitgetheilte Ordre vernahmen, doch gelobten sie mit einem Handschlage, sich streng nach derselben zu richten, und kehrten an Bord ihrer Schiffe zurück, um die Zeit einstweilen durch ein müßiges Hin- und Herkreuzen zu tödten. Indessen verstrich der in dem dritten Artikel des Vergleichs festgesetzte Zeitraum von drei Wochen, und die holländischen Flotten vereinigten sich im Belt, wodurch ihre Gesammtmacht 78 Schiffe, ohne Brander und Transportfahrzeuge, be-

trug, die mit 3200 Kanonen bewaffnet und mit 12,900 Mann bemannt waren; der 4000 Hülfs-Soldaten nicht zu rechnen, welche noch immer der Ausschiffung harrten.

Nun endlich glaubte man den Augenblick gekommen, da die langgefesselte Thatkraft die ersehnte Erlaubniß erhalten sollte, sich frei zu bewegen, als man zur großen Bestürzung vernahm, daß der Termin zur Unterhandlung des Friedens abermals auf drei Wochen verlängert war. Nicht wohl zu ermitteln ist, wie ein solcher Aufschub erlangt werden konnte, von dem diejenigen der niederländischen Unterhändler, die an dem Hoflager des Königs von Dänemark sich befanden, nichts wußten und die Prolongation nicht unterzeichnet hatten; vielmehr — leider ohne einigen Erfolg — Protest gegen dieselbe einlegten. Genug, der Waffenstillstand dauerte jetzt drei Wochen länger, welche Zeit die Schweden fleißig dazu benutzten, um Truppen nach Dänemark überzuführen und Schiffe auszurüsten.

Als der englische Admiral Montague vernimmt, daß die beiden holländischen Flotten sich im Belt vereinigt haben, segelt er mit seinen 42 Schiffen eben dahin ab und erreicht dieselben am 26. Juni bei der Insel Syro, woselbst sich ein paar Tage später auch die dänischen Admirale Juul und Bielke mit ihren

Geschwadern begeben, um sich den holländischen Flotten anzuschließen. Wohl selten sahen diese Gewässer solche Streitmassen einander gegenüber; aber noch seltener, — wohl nie, — wurden solche Kräfte unbenutzt gelassen und die Zeit mit Unterhandlungen vergeudet, deren Zweck und Ziel Niemand abzusehen vermochte. Die Führer der verschiedenen Flotten suchten Gelegenheit, sich gegenseitig zu besuchen und Ehren aller Art zu erweisen; es wurden Briefe und hochtönende Phrasen gewechselt, während der Geist der Mannschaft durch die fortdauernde Unthätigkeit verdummte und eine Krisis herbeizurufen drohte.

Ein heiteres Intermezzo unterbrach dieses düstere Gemälde, als die holländische Flotte sich veranlaßt fand, im Angesicht der Hauptstadt Anker zu werfen.

XXV.

Die Feste vor Amak.

(Juli 1659).

Abermals wurde die holländische Flagge mit lautem Jubel auf der Rhede von Kopenhagen begrüßt. Die lange, stolze Reihe der Schiffe, alle wohlbewaffnet und wohlgeordnet, untermischt mit Brandern, Transport- und Lazarethschiffen, imponirte den Seeländern, und sie schöpften neue Hoffnungen, durch diesen mächtigen Bundesgenossen von der drückenden Last des Krieges befreit zu werden. Vor der Insel Amak dehnte sie sich in ihrer ganzen Herrlichkeit aus. Diese Insel, die jetzt einen Haupttheil der glänzenden nordischen Residenz ausmacht und Christianshafen genannt wird, hat noch immer einen Theil der Eigenthümlichkeiten ihres früheren Ursprungs beibehalten. — Es war sonst eine für sich bestehende Stadt mit eigenem Magistrat und besonderen Privilegien. Christian IV. vereinte sie mit Copenhagen, erweiterte den

großen Hafen, der gegen 500 Schiffe fassen kann, und zugleich eine Station der Kriegsflotte ist. Vor seinem Eingange liegen die Inseln Alt- und Neuholm, und darauf die Magazine und Arsenale der Flotte, die Werfte, das Admiralitätshaus, so wie andere merkwürdige, dem Seedienst gewidmete Gebäude.

Der damalige König, Friedrich III., hielt diese Anlagen, welche sein Vorgänger Christian IV. während seiner langen Regierung mit Beharrlichkeit ausgeführt, in Ehren und suchte sie, so viel die rauhe, stürmische Zeit es ihm gestatten wollte, der Vollendung immer mehr entgegen zu führen. Vordem war Gestalt und Bestimmung der Insel Amak eine andere; ihre Bewohner stammten von Holländern ab, und die vereinigten Flotten van Wassenaar's und de Ruiter's befanden sich gewissermaaßen zu Hause. Anderthalb Jahrhunderte vorher hatte Königin Elisabeth von Dänemark, Gemahlin König Christian's II. und Schwester Kaiser Karl's V., eine große Anzahl von Holländern hierher kommen lassen, welche die Insel bald in den trefflichsten Kulturstand setzten und diese für die Hauptstadt zu einer bedeutenden Wichtigkeit erhoben; sie war eine nie zu erschöpfende Vorrathskammer für dieselbe. Jetzt freilich erhebt sich an der Stelle der bescheidenen Pachtwohnung das prachtvolle

königliche Schloß, und wo sonst der Fischer seinen Nachen anlegte, trägt jetzt der seufzende Helgen ein Achtzig-Kanonenschiff. Hier ist der Markt des Glanzes und des Ruhmes in Scandinavien.

Und hier hatte der König seinen holländischen Gästen mehrere Festlichkeiten gegeben, und sie zu öftern an seiner Tafel gesehen; in den Sälen des königlichen Schlosses herrschte eitel Fröhlichkeit, und wer die glänzenden Bankette gesehen hätte, würde nicht geglaubt haben, daß der politische Horizont von so finstern Wolken umdüstert gewesen wäre.

Die holländischen Herren ihrerseits waren Jeder bei sich selbst darüber einig, daß man diese Höflichkeiten des Königs in irgend einer Weise erwiedern müsse. Sie waren nicht Diener des Landes, die von dem Herrn desselben einen Beweis der Gnade empfangen, indem sie an seinem Tische Platz nehmen dürfen; sie waren freie, unabhängige Männer, Bundesgenossen eines Königs, mit dem sie einen Vertrag geschlossen hatten, und wohl berechtigt, das empfangene Gastrecht in ihrer Weise zu erwiedern. Die reichen, jungen Edelleute, welche auf der Flotte als Freiwillige dienten, trugen dem Herrn van Wassenaar den Wunsch vor, dem Könige von Dänemark am Bord der Flotte ein Fest zu bereiten, und dieser, der

darin eine Gelegenheit sah, den alten Ruhm seines Hauses von einer neuen Seite zu bewähren, begab sich mit einem stattlichen Gefolge in den königlichen Palast, um die Einladung zu überbringen, die mit huldvollen Worten angenommen wurde.

Der Tag des Festes brach an. Er war licht, und wolkenlos; Meer und Himmel strahlten in gleicher Bläue. Als die fünfte Morgenstunde anbrach, fiel am Bord des Admiralschiffes ein Kanonenschuß, und die Staatsflagge stieg an der Gaffel empor; am Bord jedes einzelnen Schiffes wiederholte sich dieses Manöver, und dann rief die Trommel zum Appell. Als dieses vorüber war, begannen am Bord jedes Schiffes die Glocken zu läuten; die Masten bedeckten sich vom höchsten Topp bis fast auf das Verdeck herab mit bunten Flaggen und Wimpeln; blendend weiße Zelte wurden über die Verdecke gespannt und die Räume unter denselben mit Blumenkränzen und Laubgewinden geziert. Die großen Ladestöcke schmückte man mit bunten Bändern und pflanzte sie, in Schäferstäbe verwandelt, neben den Kanonen auf, während diese mit Tannenreisern besteckt wurden; aus der Mündung derselben schaute ein Blumenstrauß hervor, und in dem Zündloche steckte eine Zitternadel, worauf sich ein künstlich ausgestopfter Vogel bewegte. Die Ma-

trosen und Soldaten hatten ihre Festuniformen angelegt, und jede Spur einer Werkeltags-Thätigkeit war auf das sorgfältigste aus dem Wege geräumt worden.

Mit dem Schlage neun Uhr waren alle Vorkehrungen am Bord der Schiffe beendet, und gleich darauf verfügten sich sieben Staatsschaluppen an's Land, jede von einem Ober-Offizier der Flotte befehligt. In der vordersten derselben, welche des Königs Majestät einnehmen sollte, befand sich Adrianson de Ruiter als Kommandirender. Als die Schaluppen in gehöriger Ordnung am Königswerft neben einander lagen, erschien zuerst das Gefolge des Königs, zwölf Pagen, roth und weiß gekleidet, zwölf andere in himmelblauer Tracht und noch zwölf andere grün mit Gold. Nach ihnen folgte ein Zug von Posaunenbläsern und Trompetern in langen Waffenröcken, worauf das königliche Wappen gestickt war, und mit silbernen Instrumenten, die mit Goldschnüren umwunden waren. Darauf aber kam der König selbst, prachtvoll in Gold und Scharlach gekleidet, umgeben von einem erlesenen Kreis von Edelleuten, die sich einander in Pracht und Geschmack überboten, so daß man nachweisen mochte, es trage Einer den Werth seines und mehrerer anderer Gehöfte auf seinem Leibe,

und war nicht zu sehen in diesem Augenblicke, daß eine so große Kriegsnoth im Lande herrschte.

Als de Ruiter den König mit der geziemenden Ehrfurcht bewillkommnet hatte und weiterer Befehle harrte, reichte der König dem Admirale freundlich die Hand und sagte: „Ei, mein werther Admiral! Welch ein stattliches Geleit habt Ihr mir zugedacht, indem Ihr sieben Schaluppen zu meinem Empfange an das Land beordert."

„Halten zu Gnaden, Königliche Majestät!" antwortete der Admiral, „das ist des Niederländers gute Gewohnheit und ehrliches Herkommen. Ihr werdet wohl bemerken, daß jede Schaluppe auf eine andere Weise gemalt und mit besonderen Tüchern und Flaggen geziert ist. Diese deuten an die sieben vereinigten Provinzen der Niederlande. Indem wir uns erlaubten, sie alle Sieben hierher zu senden, solltet Ihr daraus sehen, daß es das gesammte Holland ohne Ausnahme ist, das sich der Ehre des heutigen Tages freut und Euch ehrerbietig und herzlich willkommen heißt."

Nun bestieg man die Böte, und als die königliche Schaluppe abstieß, gefolgt von den sechs übrigen und mehreren dänischen Barken, von denen die Danebrogs-Flagge wehte, sämmtlich besetzt mit festlich gekleideten

Gästen, wurden am Ufer die Kanonen gelöst, die Musiker stießen in die Trompeten, und das zahllos versammelte Volk brach in ein lautes Freudengeschrei aus.

Als die königliche Schaluppe sich dem ersten holländischen Schiffe bis auf Schußweite genähert hatte, bestieg der Capitain desselben die Galerie und gab ein Zeichen; desgleichen that das nächstfolgende, und so fort bis zu dem im Centrum liegenden Admiralschiff, und von diesem wieder abwärts bis zum äußersten, jenseitigen Flügel. Zugleich war ein reges Leben in den Wanten und auf den Stagen, die Raaen wurden lebendig, und hoch aufrecht standen die Matrosen auf denselben, Hand in Hand bis zur schwindelnden Höhe des Bramtopps, eine lange Reihe beweglicher Pyramiden. Ein lautes Hurrah erscholl als Bewillkommnungs-Gruß; in demselben Augenblick traten die Soldaten in das Gewehr, die Musikbanden der Befehlshaberschiffe begannen zu spielen, die Schiffsglocken läuteten, die Trommeln wirbelten, und das Admiralschiff gab die glatte Lage als Festgruß, worauf sämmtliche Schiffe eine gleiche Ceremonie beobachteten. Die königliche Schaluppe bewegte sich unterdessen langsam längs der Linie; bei jedem einzelnen Schiffe ward angehalten und der Festschmuck

desselben in Augenschein genommen. Bei dieser Gelegenheit, wo das königliche Boot vor dem Schiffe anhielt, erschienen der Commandeur nebst seinen Offizieren auf dem Fallreep, und der König richtete einige huldvolle Worte an sie. So gelangte man endlich zum Admiralschiffe, und obgleich man sich absonderlich beeilt zu haben glaubte, war es doch schon Mittag, als das königliche Boot sich vor der Staatstreppe befand, die zu beiden Seiten mit jungen, phantastisch gekleideten Seeleuten besetzt war. Zu gleicher Zeit flogen aus den Mündungen der Kanonen die Blumensträuße herab in die unten liegenden Böte, und von dem Verdeck herab ergoß sich ein feiner Sprühregen von wohlriechenden Wassern.

Als die ersten Herren des Gefolges die Treppe hinangeeilt waren und nun der König seinen Fuß auf die Schwelle des Fallreeps setzte, begannen die Kanonen auf's neue zu donnern, welcher Ehrengruß vom Lande aus beantwortet wurde, und zugleich ward von allen Thürmen der Stadt mit sämmtlichen Glocken geläutet, Alles zum Zeichen, daß der Beherrscher von Dänemark und Norwegen auf holländischem Boden erschienen war. Nachdem die Begrüßungen vorüber waren, geleitete Herr van Wassenaar den König in eine wohleingerichtete Kajüte, ihn einladend, hier eine

kurze Zeit der Ruhe zu pflegen, denn die vielen Ehrenbezeugungen, die dem Könige von dem Königswerft bis hierher zu Theil geworden waren, hatten ihn sichtlich ermüdet, und zur Fortsetzung der Feierlichkeiten waren neue Maaßregeln nöthig. Die ansehnlichsten Herren des Gefolges so wie die unmittelbaren Diener des Königs fanden ihren Platz auf dem Admiralschiff selbst, die übrigen wurden auf die zunächst liegenden vertheilt, wo alle Anstalten zu ihrer Bewirthung getroffen waren.

Ein prachtvolles Bankett ward gehalten am Bord des Admiralschiffes. An dem oberen Ende der Tafel saß des Königs Majestät und neben ihm die Herren van Wassenaar und de Ruiter, worauf einige dänische Herren von hohem Adel folgten, untermischt mit den Ober-Befehlshabern der holländischen Schiffe, und so fort bis an das unterste Ende der Tafel. Bereits waren viele Gesundheiten ausgebracht und beantwortet worden, von den Holländern, den Dänen und den Gesandten fremder Nationen, sogar von den schwedischen Abgeordneten, und hätte man alle gute Wünsche für Wahrheit genommen, es wäre ein gesegneter Friede geworden, der weit über den heutigen Tag hinaus gedauert hätte.

Da erschienen vier holländische Seeleute, die trugen

einen Tafelaufsatz in Form eines dreimastigen Schiffes, den setzten sie nicht ohne einige Anstrengung gerade vor dem Könige hin. Als nun dieser das kunstvolle Werk in genauen Augenschein nahm und seiner mit vielem Lobe erwähnte, begann aus dem Bauche desselben eine liebliche Musik zu ertönen; aus den Speigaten von dem Verdeck herab träufelte wohlriechendes Wasser in untergestellte Schalen, und aus den Kanonen flogen künstliche Gold- und Silberblumen. Dann aber öffnete sich das Verdeck, und aus dem Raume kam ein Knabe hervor, der war gekleidet wie ein Engel, mit einer Posaune in der Hand und Flügeln an den Schultern. Er erhielt sich einige Zeit schwebend und richtete einige zierliche Verslein an den König, worauf er demselben ein reichgearbeitetes silbern und goldenes Friedenskränzlein verehrte und ihm dasselbe auf das Haupt zu setzen sich unterstund, wobei er sagte: dies sei der Ort, von welchem der Frieden ausgehen müsse über die Welt. Und es heißt: „der König sei hiervon so gerührt geworden, daß er den Knaben herzte und küßte, wobei ihm die Thränen über die Backen gelaufen."

Wie es nun allmählig dunkler wurde, das Bankettiren aber mit nichten ein Ende hatte, geschah es, daß die Zelte, welche über Deck ausgespannt waren,

am Sehen hinderten und man sich in einer Art von Dämmerung befand, worüber die Wirthe sich von ihren Gästen allerlei scherzhafte Anspielungen mußten gefallen lassen, woran sich diese aber nicht sonderlich kehrten. Als nun die Dunkelheit so sehr überhand nahm, daß sie genirte, und der König deshalb bei seinen Nachbarn sich befragte, rollte sich das große Zelt plötzlich von selbst zusammen und ein Strom des Lichts drang über die Tafel hin. Man hatte eine freie Aussicht und sah nun die Masten der Admiralschiffe, sammt allen Raaen und Rundhölzern mit einer Menge farbiger Lampen und Laternen bedeckt; gleicherweise war es auf den übrigen Schiffen der Flotte, und dazwischen schwammen Böte mit brennenden Theerkesseln und Pechkränzen umher, so daß sich fast eine Tageshelle verbreitete und der Sund sich darstellte, wie ein Stück Zauber, das aus einem orientalischen Märchen hierher gekommen war.

Die überraschten Gäste begrüßten das Alles mit lautem Jubel und Entzücken; der König selbst schüttelte den Admiralen die Hand und weidete sein Auge an dem ergötzlichen Schauspiel, das sich vor ihm ausbreitete, bis auch dies von einem neuen verdrängt ward.

Es erschien nämlich plötzlich ein großer, hellerleuch-

teter Dreimaster, der von einigen Böten heranbugsirt ward und sich gerade dem Schiffe zur Seite legte, auf welchem sich der König von Dänemark mit den übrigen erlauchten Gästen befand. Zwischen den beiden Fahrzeugen war nicht mehr Raum als eine Viertel Kabellänge. Als nun dieses Schiff die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte, wandte sich Herr van Wassenaar an seinen königlichen Gast mit der Bitte, ihm zu erlauben, den fremden Segler zu fragen, wer er sei und was er um diese Zeit hier zu suchen habe? Als der König die erbetene Erlaubniß gern ertheilte, bestieg Herr van Wassenaar mit dem Sprachrohr die Galerie und rief mit starker Stimme: „Schiff ahoi!"

Nicht lange darauf erschien auf der Hütte jenes Schiffes ein Mann, der war gekleidet wie ein vornehmer Türke. Er hob das Sprachrohr und fragte gegen alle Seemanns-Regel: Was man von ihm wolle? Als nun Herr van Wassenaar ihm dies bündig auseinandersetzte, gab er zur Antwort, er sei ein Türke, der sich um christliche Satzungen und Bräuche nicht sonderlich kümmere; da indessen hier ein nordischer Sultan sein Hoflager halte, so sei er gern erbötig, dieses Fest, so viel er irgend im Stande, zu verherrlichen. Als der Türke dies gesagt, stieg er

von der Galerie herab, und am Bord seines Schiffes ließ sich eine sanfte Musik vernehmen. Dann tauchten von allen Seiten türkische Krieger und reichgekleidete Sklavinnen auf, die führten einen kunstreichen Tanz aus, mit den seltsamsten Verschlingungen und den halsbrechendsten Stellungen, daß mancher der Zuschauer in ein ängstliches Staunen gerieth, und meinte, dies müsse ein betrübendes Ende herbeiführen. Aber das geschah mit nichten, sondern die Lustbarkeit nahm eine ganz andere Wendung. Als der Tanz immer wilder und verschlungener ward, und die Gäste vor dem schnellen Drehen der Tänzer ihren Bewegungen nicht mehr folgen konnten, erschien plötzlich eine Anzahl schwarzer Sklaven, die warfen sich unter die Menge, ergriffen die schönen weißen Sklavinnen und eilten mit ihnen hinweg. Die Krieger setzten sich zwar zur Wehre, aber es half ihnen nichts, und indem sie ihre Säbel zogen, ordneten sie sich zu einem Waffentanz; sie riefen ihren Gebieter und stimmten einen lauten Schlachtgesang an. Als dieser verhallte, erschien der vornehme Türke abermals auf der Galerie und rief nach dem Admiralschiffe hinüber: Der Raub der Sklavinnen sei auf Veranstaltung der Christen geschehen, und man solle sie ihm sogleich ohne Widerrede ausliefern. Es half nichts, daß

Herr van Wassenaar dieser Behauptung widersprach und den Türken zu besänftigen versuchte. Dieser wurde immer ungeberdiger, und sagte zuletzt, jene räuberischen Mohren seien verkleidete Christen gewesen, und seine jungen Männer erwarteten sie zum Kampf. Da erschienen plötzlich vor seinem Fallreep zwei Böte; Niemand hatte darauf geachtet, woher sie kamen; deren eines war mit dänischen, das andere mit holländischen Soldaten angefüllt; die enterten das Verdeck, und sogleich entspann sich ein künstliches Gefecht, das seiner seltsamen Evolutionen wegen vielfach bewundert ward, und mit dem endlichen Siege der Christen über die Türken endete. Nun erschienen auch die Mohren mit den Sklavinnen wieder, es ward ein allgemeiner Frieden geschlossen und des Tanzens wurde kein Ende.

Als es bereits nach Mitternacht war, und der König sich erhob, um für die kostbare Bewirthung zu danken und sich nach dem Lande zurückzubegeben, stieg plötzlich am Bord des türkischen Schiffes ein Feuerwerk von Raketen und Leuchtkugeln in die Luft, das glänzte weithin wie lichter Sonnenschein, und Herr van Wassenaar brachte Seiner Majestät in einem goldenen Pokale den Abschiedstrunk. Der König erwiederte mit dem Wunsche eines dauernden

Bündnisses zwischen Holland und Dänemark, so wie auf endliche Beilegung des Zwistes mit Schweden, der seines Volkes Wohlfahrt zu untergraben drohe. Dann befahl er, daß seine Schaluppe seitlängs gelegt werde, und ging mit seinem Gefolge über den Fallreep.

De Ruiter hatte den König bereits in der Schaluppe von Westfriesland empfangen und geleitete ihn in derselben Ordnung und mit denselben Ehrenbezeigungen nach dem Lande zurück, wie er am Morgen abgeholt worden. Als aber die Böte sich zur Rückkehr wandten, verlief sich das Volk von den Werften, die Lampen auf den Schiffen erloschen, die Pechfackeln wurden über Bord geworfen, und wo noch vor kurzem mehr als Tageshelle geleuchtet hatte, herrschte jetzt finstere, undurchdringliche Nacht.

XXVI.

Im Oeresund.

(September, 1659.)

Eine schwedische Fregatte, unter dem Schutze der Kanonen von Kronborg, lichtete die Anker und steuerte vor einer steifen Kühlte nach Landskrone. Auf dem Halbdeck stand Karl Gustav, ihm zur Seite der Admiral Wrangel, vor ihm die Gesandten Frankreichs und Englands und die holländischen Kommissarien.

„Nein, Ihr Herren, nein!" sagte der König lebhaft. „Auf diese Weise gelangen wir nimmer zum Ziel. Noch sind die Unterhandlungen nicht weiter gediehen, als an dem Tage, da sie begannen. Eine starke Landmacht harrt unserer Ordre, eine Flotte ist in den nordischen Gewässern versammelt, wie sie seit Menschengedenken nicht gesehen worden, und wir vergeuden unsere Zeit mit dem Entwerfen von Traktaten, die nicht ratifizirt werden."

„Dann, Ew. Majestät! entgegnete Godart van Hingeland, einer der Kommissarien der Republik Holland, „dann ist es nicht die Schuld der Vermittler, die sich alle nur erdenkliche Mühe geben, um Ruhe und Frieden in den nordischen Reichen wieder herzustellen und dem Handel eine freie Straße anzubahnen.“

„Sollte darum so viel reger Eifer verwendet, so viel Kraft und Einsicht vergeudet sein, um auf halbem Wege stehen zu bleiben und ein schreckliches Blutbad zu beginnen?“ sagte Pieter Vogelsang. „Ew. Majestät bedenke wohl, was auf dem Spiele steht; die Lage Dänemarks ist zwar nicht besonders günstig, aber auch Schwedens Wohlfahrt ruht nicht auf granitenen Säulen, und es könnte leicht kommen, daß ein unbedachtsam erregter Sturm auch Euer Staatsschiff in Gefahr brächte, selbst wenn es von so kundiger Hand gelenkt wird, als die Hand Karl Gustav's.“

„So beeilt Euch denn, Ihr Herren, beeilt Euch!“ entgegnete der König ungeduldig. „Ich kann nicht länger warten.“

„Ew. Majestät verlangen Unmögliches!“ entgegnete der Oberst Lexton, Gesandter des Lord Protektor. „Wer zu sehr eilt, eilt auch oft dem Ziel vorbei. Wir

sind die von den betreffenden Mächten ernannten Kommissarien, und bitten Ew. Majestät ehrfurchtsvoll, uns volles Vertrauen zu schenken und zu glauben, daß selbst unser Zögern...."

„Nein!" unterbrach der König den Obersten lebhaft. „Nein! dieses Zögerns bin ich satt, und ich ersuche Euch ernstlich, jeder Ungewißheit so schnell als möglich ein Ende zu machen, wenn Ihr nicht wollt, daß ich mich daran erinnern soll, daß ich zu einem Friedens= wie zu einem Kriegs=Traktat Entwurf und Ausführung hier an der Seite trage!" Und bei diesen Worten schlug der König mit der Hand an den Degen, während Oberst Lerton einen Blick des Staunens auf die holländischen Kommissarien warf.

Der französische Gesandte, Chevalier Terlon, der nicht nur im Interesse des Landes sich dem Könige nahe hielt, sondern auch persönliche Theilnahme für Karl Gustav empfand, hielt es an der Zeit, diesen Auftritt zu unterbrechen, und wußte die Aufmerksamkeit des Königs geschickt auf ein Paar dänische Kreuzer zu richten, die der Fregatte die Fahrt nach Landskrone abzuschneiden suchten, aber des ungünstigen Windes wegen ihr Vorhaben vereitelt sahen. Der König und der Ritter waren bis an das äußerste

Ende der Galerie gegangen und ließen die Unterhändler im Gespräch mit dem Admiral Wrangel zurück.

„Ich verstehe Euch, Ritter!" sagte der König, „und danke Euch für die Bereitwilligkeit, mir eine Uebereilung zu sparen. Gewiß, ich hätte nicht übel Lust, meinen Degen zu ziehen und alle diese überlästigen Gesellen wie Taubenkrämer aus dem Tempel zu jagen."

„Und doch muß ich Ew. Majestät inständigst bitten, dieses Feuer zu dämpfen," sagte der Ritter. „Bei Gott, es lebt Niemand, der den tapferen Sinn Ew. Majestät bereitwilliger anerkennt, als ich, aber wir müssen uns öfter von unserer Klugheit, als von unserem Muthe bestimmen lassen. Auf die Gefahr hin, Dero hohes Mißfallen zu erregen, muß ich bemerken, daß die Lage der Dinge in diesem Augenblicke für Schweden nicht besonders günstig ist, und Ew. Majestät besser thun würden, die Verlängerung der Unterhandlungen zu begünstigen, statt sie übereilt abzubrechen."

„Steht es so?" sagte der König und richtete einen forschenden Blick auf den Ritter.

„Es ist in Wahrheit so," entgegnete dieser, „und Ew. Majestät selbst sehen es am deutlichsten ein, wenn

Sie es auch nicht gestehen wollen. Bis jetzt sind Holland und England friedlich für Euch gesinnt; sie scheinen es wenigstens. Wenn Ihr Euch absichtlich ihren Bemühungen entgegensetzt, ist diese schwache Freundschaft sehr gefährdet. Die bedeutenden Flotten des Herrn van Wassenaar und des Lord Montague könnten sich vereint gegen Schweden richten...."

„Nicht weiter, Ritter!"

„Wie Ew. Majestät befiehlt; doch erachte ich es für meine Pflicht, darauf aufmerksam zu machen, daß Karl Gustav bei sothaner Lage der Dinge sehr leicht genöthigt werden könnte, einen Frieden abzuschließen, der weniger vortheilhaft wäre." —

Der König sah einen Moment lang vor sich hin, dann ergriff er die Hand des Ritters, drückte sie lebhaft und sagte: „Und wenn es wäre, so will ich dies Ungemach lieber tragen, als zugeben, daß zwei gekrönte Häupter von zwei Republiken am Narrenseile herumgeführt werden." Mit diesen Worten verließ der König das Verdeck und ward nicht eher sichtbar, als bis die Fregatte unter den Kanonen von Landskrone zu Anker ging.

Als die Aufwallung des Königs vorüber war, hatte er doch, dem Drange der Umstände nachgebend, den Unterhandlungen ihren Fortgang gelassen. Er

fand es sogar nach einiger Zeit für sich vortheilhafter, die Sache in die Länge zu ziehen, und zu verhindern, daß ein entscheidender Schritt geschehe. Auch trat ein neues Ereigniß ein, welches den Stand der Angelegenheiten in der Ostsee veränderte. Eine neue Staats-Umwälzung bereitete sich in England vor; der General Monk suchte es auf alle Weise dahin zu bringen, das Protektorat gänzlich abzuschaffen und den jungen König Karl II. auf den verwaisten englischen Thron zu setzen. Admiral Montague, ein Freund des Generals Monk und mit den Absichten desselben völlig einverstanden, sagte diesem den kräftigsten Beistand zu und segelte mit seiner Flotte unverzüglich nach England ab. Ein großes Gegengewicht war dadurch verschwunden, Holland konnte sich freier bewegen und seine Sympathieen für Dänemark mehr durchblicken lassen.

Abermals steuert eine Fregatte, aber in entgegengesetzter Richtung, durch den Oeresund, und in dem Gefolge derselben ist ein ganzes Geschwader. Alle Schiffe zeigen die holländische Flagge und am Bord des Hauptschiffes kommandirt de Ruiter. Gedankenvoll lehnt der Admiral am Besanmast, die Arme übereinandergeschlagen, und beachtet es nicht, daß sein Flaggen-Capitain ihm zur Seite steht.

„Ihr verzeiht mir, Herr Admiral," sprach dieser endlich ziemlich laut, „wenn ich Euch störe."

„Was giebt's? fragte de Ruiter, aufsehend.

„Eine Botschaft von der Hauptflotte," war die Antwort. „Herrn van Wassenaar's Zustand verschlimmert sich; die General-Staaten haben endlich seinen dringenden Bitten Gehör gegeben und gestatten ihm, daß er nach Holland zurückkehren darf. In diesem Briefe, den ich die Ehre habe, Ew. Edlen zu überreichen, zeigt Euch Herr van Wassenaar dieses Ereigniß selbst an. Durch diese Veränderung geht nun der Ober-Befehl auf Euch über, wozu ich Euch meinen besten Glückwunsch darbringe."

De Ruiter lächelte bitter: „Worüber soll ich den Ober-Befehl führen? Ueber eine Flotte, die sich selbst verzehrt und aufreibt? Bei meiner Ehre, wir hätten größeren Ruhm davon, im Texel auf der Bärenhaut zu liegen, die Soldaten in die Kasernen zu schicken und die Matrosen in den Magazinen zum schimannen anzuhalten, als hier Alles müßig verkommen zu lassen; thatenlos zu liegen, Krankheiten zum Opfer fallen, — Alles um Nichts!"

„Wer weiß, Herr Admiral, ob nicht die Entfernung der englischen Flotte.... Wenn Ihr jenes Schrei-

ben gelesen habt, ist hier eine zweite Depesche, welche das Siegel der General=Staaten trägt."

„Gebt her! Ich will sie mit Ueberlegung durchsehen. Habt die Güte, mich hinunter zu begleiten! Vielleicht, daß jetzt geschieht, was längst hätte geschehen sollen. Vor Landskrone schon mußte sich das Schicksal des Nordens entscheiden. Die ganze schwedische Flotte lag im dortigen Hafen; wir durften nur wollen, und kein Jollboot wäre ohne unsere Erlaubniß herausgekommen, statt daß jetzt der Schwedenkönig selbst uns in einem Ruderboote aufsuchte... es ist unerhört."

Die Offiziere waren unterdessen in der Kajüte angelangt und de Ruiter las die ihm zugefertigten Depeschen aufmerksam durch; sein Gesicht erheiterte sich nach und nach; in einzelnen abgerissenen Sätzen ließ er seine Empfindungen laut werden und ertheilte zugleich dem ihm gegenüber sitzenden Capitain seine Befehle.

„Es ging nicht anders, sagen sie. Höhere Interessen haben vorgewaltet, die jedes entschiedene Verfahren für den Sommer unmöglich machten; aber jetzt will man es einbringen."

„Führt uns nur an, Admiral! Ihr werdet gehorsame Nachfolger finden."

„Daran wird's nicht fehlen. — Wie ich es gedacht und wir es längst besprochen. Englands Anwesenheit in Belt hat die General-Staaten sehr wider ihren Willen zu Rücksichten genöthigt; das ist jetzt aus, und hier steht es deutlich schwarz auf weiß, daß ich unbeschränkte Vollmacht habe, die Feindseligkeiten gegen Schweden zu beginnen. Da leset selbst; überzeugt Euch, ob ich mich irgendwie geirrt habe."

„Hurrah, Admiral! Es ist Alles, wie Ihr sagt. Endlich werden wir uns frei bewegen dürfen. Wo soll es zuerst losgehen und wo zuletzt? Ich bin kein junger Kerl mehr, aber diese Nachricht jagt das Feuer durch meine Adern, und ich bin überzeugt, daß der geringste Bootsknecht in unserer Flotte eben so denkt. Die Schweden haben uns viele Unbill zugefügt in Worten und Thaten, ohne daß wir mucksen durften. Aber jetzt ist die Stunde der Vergeltung gekommen."

„Schon gut, Capitain!" entgegnete de Ruiter hastig. „Ich bin Eurer Meinung. Aber diese veränderte Lage wird unsere Vereinigung mit der Hauptflotte nöthig machen. Laßt deshalb sogleich den Cours abändern."

„Allstunds, Herr Admiral!"

‚Die Schweden haben noch einen großen Theil,

ihrer Flotte in Landskrone," fuhr de Ruiter fort; „wir müssen sie am Auslaufen hindern. Dann soll eine Abtheilung nach Kiel! Hollah, Capitain, laßt Signale machen und beordert die Capitaine Schey und van Saan sogleich zu mir an Bord."

Der Capitain entfernte sich, um die verschiedenen ihm ertheilten Befehle so schnell als möglich auszuführen. Der Admiral blieb allein zurück und ging in großer Bewegung auf und ab. „Abermals stellst Du mich an die Spitze einer Flotte, in dem Augenblicke, wo es gilt, einen entscheidenden Schlag zu thun!" sprach de Ruiter, den Blick aufwärts gerichtet. „Gieb mir Kraft und Muth, die Last, die mir aufgelegt wird, zu tragen und zur Ehre meines Vaterlandes auch aus diesem Kampfe siegreich hervorzugehen!"

Bald kehrte der Capitain des Admiralschiffes zurück, und de Ruiter theilte diesem seine Dispositionen mit, während er seinem Schreiber, der gerufen wurde, eine Ordre diktirte. Als die Schiffsführer, die mittelst Signale an Bord beordert waren, in der Kajüte des Admirals erschienen, ging ihnen dieser mit großer Lebhaftigkeit entgegen: „Ihr Herren, ich wünsche Euch Glück dazu, daß die Zeit der Unthätigkeit vorüber ist. Man wird Euren ganzen Eifer in Anspruch nehmen."

„Ihr habt mich mit Leib und Seele, Admiral!“ antwortete Capitain Schey.

„Ich weiß es, mein Freund, und darum sollt Ihr auch sogleich einen Platz einnehmen, der Euch Gelegenheit zur Auszeichnung darbietet. Mittelst dieser Ordre, die ich in Eurer Gegenwart unterzeichne, ernenne ich Euch zum Befehlshaber derjenigen acht Schiffe, die darin genannt sind und die sich in meinem Geschwader befinden. Ihr segelt damit nach Landskrone ab und blokirt den Hafen. Es liegt ein großer Theil der schwedischen Flotte darin, und Ihr müßt doppelt wachsam sein. Seht zu, daß Keiner entwischt, und habt Acht, daß ihnen Niemand von Außen etwas zuführe. Geht mit Gott an Euer Werk.“

„Das will ich,“ entgegnete der bezeichnete Capitain, „und gebe Euch im Voraus die Versicherung daß keine Maus aus dem Loche entwischen und keine Katze hinein soll, es sei denn, ich läge todt auf dem Grunde der See.“

„Glück mit Euch!“ rief der Admiral ihm nach und wandte sich dann an den Capitain van Saan: „Ihr werdet, laut dieser Ordre, mit den darin genannten Schiffen, nach dem Kieler Fiord absegeln, um dort, nach Anweisung, dänische Kavallerie und Infanterie

einzuschiffen und zunächst nach dem Belt zu bringen. Die nöthigen Transportschiffe werden Euch ungesäumt folgen. Ich empfehle Euch Vorsicht und Eile! Mit Gott!"

„Lebt wohl, Herr Admiral! Wir sehen uns bald und glücklich wieder!"

Als sich die Capitaine entfernt hatten und de Ruiter nochmals Befehl ertheilt hatte, so schnell als möglich die Vereinigung der verschiedenen Flotten-Abtheilungen zu bewerkstelligen, entwarf er einen vollständigen Plan, wie er dem unwillkommenen Kriege für immer ein Ende machen wollte.

XXVII.

Vor Kierteminde.

(8. November 1659.)

Hatten die Holländer, mit oder ohne gegründete Ursache, gezögert, in dem nordischen Streite einen entscheidenden Schritt zu thun, so handelten sie, als er einmal gethan war, um so energischer. Die General-Staaten erließen eine Verordnung, worin sie dies ohne allen Hehl aussprachen und worin befohlen ward, daß jeder Holländer, der auf irgend eine Art bei der Person des Königs von Schweden, bei dem Staate oder bei Privatpersonen im Dienste sei, denselben binnen drei Monaten verlassen solle, bei der doppelten Strafe der Konfiszirung aller ihrer Güter im Gebiete der Vereinigten Provinzen und der ewigen Verweisung aus dem Vaterlande. Gleichermaßen wurde es bei schwerer Strafe verboten, den Schweden von Seiten holländischer Staatsbürger eine Unterstützung angedeihen zu lassen, und setzte man auf

die Zufuhr von Waffen, Munition und Lebensmitteln eine namhafte Pön.

Während die General-Staaten daheim diese und ähnliche Maaßregeln trafen und lebhafte Sorge für ihre in der Ostsee stationirte Flotte trugen, war diese bemüht, für die lange, unfreiwillige Ruhe sich zu entschädigen. Es galt zunächst, die Ausschiffung der Truppen auf Fühnen zu bewerkstelligen, indem man hier die Schweden zuerst mit Erfolg anzugreifen hoffte. Die feste Stadt Nyborg war das lockende Ziel, welches man sich gesteckt hatte, und von hier aus wollte man den Eroberungskrieg fortsetzen. Aber dies war nicht ohne Schwierigkeiten zu bewerkstelligen, denn die Elemente traten mit Schweden in einen Bund; Wind und Wetter verhinderten die Holländer, diejenige Stellung einzunehmen, die für ihre Erfolge ihnen nöthig war. Auch hatten die Schweden die Absichten der Holländer gemerkt und hielten eine so scharfe Wacht am Strande, daß eine Ausschiffung der Truppen in der Nähe von Nyborg nicht hätte stattfinden können, ohne diese zu einer Niederlage zu machen. Da faßte de Ruiter den Entschluß, den wachsamen Feind zu täuschen und sie von der rechten Fährte durch List abzulenken. Einige Kriegsschiffe von schwerem Kaliber, besonders dazu ausersehen, die

Stadt Nyborg zu bombardiren, blieben nicht allein auf dem Platz, den sie bei dem Beginn der Belagerung eingenommen, sondern segelten so nahe heran, als es, ohne Gefahr für ihren Kiel, nur irgend thunlich war, und mehrere kleine Fahrzeuge wurden ihnen beigegeben, welche die verschiedenartigsten Scheinmanöver ausführten, alle darauf berechnet, die Aufmerksamkeit der Schweden zu fesseln und von der eigentlichen Gefahr abzulenken. Unterdessen verschwand ein Transportschiff nach dem anderen aus der Nähe von Nyborg und trieb, unter dem Schutze eines wohlbewaffneten Geleites, bis in die Nähe der Stadt Kierteminde, deren Bewohner bei dem Anblick des holländischen Geschwaders von einem panischen Schrecken ergriffen wurden. Die wenigen schwedischen Soldaten, welche hier garnisonirten, hätten, im Fall eines Angriffs, wenig vermocht, und ihr Befehlshaber sandte Boten nach Nyborg, um die nothwendige Hülfe herbeizurufen.

Der 8. November des gedachten Jahres war ein trüber Tag. Es wehte ein empfindlich kalter Wind, der stoßweise zur Sturmesmacht anschwoll; die Wolken hingen dicht herab, und einzelne Regen- und Hagelschauer wechselten mit flüchtigen Sonnenblicken. Die Transportschiffe, welche die Landtruppen am Bord hatten, lagen in einer Linie, theils vor Anker, theils

vor back gebraßten Segeln; die Verdecke wimmelten von Menschen, die der Ausschiffung sehnlichst entgegen harrten, denn Monate lang waren sie in den engen Raum eines Schiffes eingepferchft. Das Admiralschiff lag an dem oberen Ende, und nach seinen Signalen wurden die verschiedenen Arbeiten vorgenommen. Vor dem Fallreep der Transportschiffe lagen die Böte, mit den nöthigen Ruderern bemannt. Jetzt erschien auf der Spitze des großen Topps am Bord des Admiralschiffes ein blaues Signal, und alsobald wurde am Bord sämmtlicher Transportschiffe die Trommel gerührt. Die Soldaten traten unter Gewehr, und der Appel begann. Gleich darauf wies das Admiralschiff ein weißes Signal, und in demselben Augenblick steigt Oberst Killegreff, von etlichen Offizieren begleitet, über den Fallreep zu Boot und hält nach dem Lande zu ab. Die Schweden, welche inzwischen aus der Umgegend so viel Truppen, als nur irgend möglich, zusammengezogen haben, sammeln sich am Ufer und nehmen eine drohende Stellung an. Kaum hat der Oberst seinen Zug nach dem Lande begonnen, als auch die anderen Böte sich mit Soldaten bemannen und, funfzig an der Zahl, in einer Linie nach dem Strande steuern. Muth und Entschlossenheit beleben jedes Herz, und ungeduldig

ballt sich die Faust; der Moment der Landung wird sehnsüchtig herbeigewünscht.

Da tritt ein neues, unerwartetes Hinderniß ein. Der Strand von Fühnen streckt sich lang vom Ufer aus in die See hinein, und die kurzen Wellen stürzen tobend und brausend darüber hin; die Böte sind noch mehrere hundert Schritte von dem Landungspunkt entfernt, als sie mit dem Vordersteven fest gerathen. Auf der ganzen Linie vernimmt man einen Ruf des Staunens und Schreckens. Die Soldaten erbleichen und blicken auf ihre Offiziere, die selbst rathlos sind; die Seeleute suchen ihre Böte wieder flott zu machen, aber vergebens; die an dem Ufer versammelten Schweden brechen in ein Freudengeschrei aus. Da erhebt sich in einem der vorderen Böte ein junger französischer Edelmann, Herr André de Fleuron, der freiwillig in den Dienst der General-Staaten getreten ist, um diesen Zug nach Norden mitzumachen. Er tritt mit dem Fuß auf den Vordersteven, schwingt den gezogenen Degen, ruft den nahe liegenden Böten mit lauter Stimme zu: „Kameraden! Dort ist der Feind!“ und springt über Bord, mit lautem Gesange dem Ufer zu watend. Dies Beispiel wirkt elektrisch; die Soldaten, welche mit dem jungen Franzosen in demselben Boote sind, folgen ihm auf dem Fuße;

Einer reißt den Andern unwillkührlich mit sich fort, und binnen einer Viertelstunde sind sämmtliche Böte bereits auf dem Rückwege nach den Schiffen, um neue Zufuhr in Empfang zu nehmen. Aber ehe die neuen Truppen nur daran denken können, ihren Gefährten zu folgen, haben diese bereits das Ufer erreicht und werden von den harrenden Schweden mit Wuth angegriffen; noch im Wasser stehend, müssen sie auf Tod und Leben kämpfen, und blutig röthen sich die heranbrausenden Wellen.

Neues Signal am Bord des Admiralschiffes, und gleich darauf beginnt dieses, ein lebhaftes Kanonenfeuer auf die Stadt Kierteminde zu eröffnen. Die erschreckten Einwohner, von Neugier auf die Wälle gelockt, fliehen nach allen Seiten und suchen Hab und Gut in Sicherheit zu bringen; die Transportmittel steigen mit der Sekunde im Preise, und lange Reihen von Wagen, Packpferden und einzelnen Menschen, die sich mit ihrer besten Habe beluden, fliehen landeinwärts.

Unter dem fortgesetzten Donner der Kanonen stößt die Schaluppe des Admirals vom Bord. Sie ist mit kräftigen Matrosen bemannt, und der Admiral de Ruiter steht selbst im Hintertheil derselben hoch aufrecht, um sich nach dem Landungsplatze zu begeben und die

Ausschiffung zu beschleunigen. Der Matrose, der den ersten Riemen führt, ist ein alter, bärtiger Geselle, dem das Salzwasser schon oft den Rücken gewaschen hat. Sein Haar ist silberweiß, von fünfundsechzig Wintern gebleicht, aber seine Arme sind noch kräftig und das Feuer seiner Augen nicht erloschen. Er hat einen Blick auf den Admiral gerichtet und sagt leise: „Mit Gunst, Herr Admiral!"

„Was willst du, alter Flores?"

„Mit Gunst, Herr! Es ist mir heute Morgen wunderlich um's Herz. Es mag schon spät sein, aber bei mir ist's noch Morgen, weil ich meine Genever-Ration nicht bekommen habe."

„Wir wollen den Bottelier tüchtig auszanken, wenn wir wieder an Bord kommen, alter Flores", sagte der Admiral mit gutmüthigem Scherz.

„Es ist nicht darum, Herr Admiral; es ist mir nur seltsam zu Sinne, und es wäre möglich, daß wir nicht mehr an Bord und zu unserer gesegneten Flagge zurückkehrten.

„Wie?" sagte de Ruiter mit einem Tone des Vorwurfs, „Furcht, alter Flores?"

„Furcht!" antwortete dieser und sah den Admiral groß an, als verstände er ihn nicht. „Ihr wißt doch, daß ich schon ein befahrener Matrose war, als Ihr

an Bord des Schiffes von Lampsin als Bootsmannsjunge eingeschrieben wurdet? Nun, ich bin befahrener Mann geblieben für das Boot und den Fockmast, während Ihr hoch gestiegen seid. Die Hände, die Euch das erste Splitzeisen gebrauchen lehrten, segnen Euch, und ich wünsche Euch Heil und Glück. Aber ich sage Euch, daß ich nie Furcht gekannt habe, doch ist mir wunderlich zu Sinne, und ich hätte es gern gesehen, wenn Ihr an Bord geblieben wäret."

De Ruiter sah den alten Seemann ernst an, dann fuhr er mit der Hand über die Stirn und rief, seine Matrosen anfeuernd: „Hurrah, Jungens! Hurrah!"

„Hurrah!" antworteten die Bootsgasten, und vor schnelleren Rudern flog das Boot durch die Wellen.

Dem Capitain zur Seite saß ein Knabe, fast noch Kind; es war der Sohn eines wackeren Flotten-Offiziers, und de Ruiter, der ihn aus der Taufe gehoben, hatte ihn zu sich an Bord genommen, um seine seemännische Erziehung zu leiten. Der Knabe sah freundlich zu dem Admiral auf und sagte unbefangen: „Glaubt ihm nicht, dem alten Flores!"

„Warum nicht, mein Junge?"

„Ei nun, Herr Pathe! — Ach, verzeiht, Herr Admiral! Ich hatte heute Nacht einen wunderschönen Traum; ich stand plötzlich in einem Tempel von wei-

ßem Marmor, und da erschient Ihr mir, mit einem goldenen Kleide, einen Kranz auf dem Kopfe, und Euer Angesicht strahlte, als ob es die Sonne wäre; in der Luft aber schwebten Engelein auf und ab, die sangen heilige Lieder. Das bedeutet etwas Gutes, meine ich; und dann ... —"

„Nun, Junge, und dann?"

„Und dann war es mir, als ob ich einer von den Engeln wäre und als ob ich Euch den Kranz auf den Kopf gesetzt hätte."

„Das sind Träumereien, mein Junge, nichts als Träumereien!" — sagte de Ruiter mit mildem Ernst. „Daran mußt Du nicht denken. Da sieh hin, da sind die Schweden und dort unsere Leute! Sie werden handgemein! Was wirst Du thun?"

Der Knabe war bei dem Verweise des Admirals unmerklich zusammengefahren; er hob das erröthende Antlitz und sagte laut: „Ich trage einen Degen, Admiral, und heiße van der Zaan!"

„Du bist mein braves Pathchen!" entgegnete de Ruiter, dem Knaben die Hand reichend; der alte Flores aber schüttelte mit dem Kopfe und brummte, den Riemen fester einsetzend, vor sich hin: „Es ist mir aber doch wunderlich zu Sinn."

Die Admiral-Schaluppe war jetzt dem Strande

nahe. Als der Kiel auf den Sand stieß, sprangen die Matrosen von beiden Seiten über Bord; dadurch hob sich das so erleichterte Fahrzeug und schob sich hoch auf den Strand. Oberst Killegreff und mehrere andere Offiziere hatten sich beritten gemacht und sprengten dem Admiral entgegen. Zwischen diesem und den Landsoldaten befanden sich noch mehrere hundert Fuß Raum, und hinter einem Zaun versteckt, lauerten mehrere schwedische Soldaten. Als de Ruiter sich mit seinen Matrosen fortbewegte, feuerten diese, und eine Kugel sauste nahe an dem Admiral vorüber. Dieser sah sich um und erblickte den alten Flores, der, in die Brust getroffen, zu Boden fiel; der Admiral war ihm schnell zur Seite: „Alter Kamerad! Ermanne Dich! Steh' auf! Gieb mir die Hand."

„Es geht nicht mehr!" sagte Flores sterbend. „Laßt mich nur hier liegen. Darum war mir's also so wunderlich."

Der alte Seemann hatte seine Seele ausgehaucht; de Ruiter wandte sich tief erschüttert von ihm ab. Er schied von dem Manne, der ihm bei seinem ersten Erscheinen an dem Bord eines Schiffes freundlich die Hand gereicht hatte.

Die Schweden wurden aus dem Versteck vertrieben und in die Flucht gejagt; zwar wehrten sie sich

tapfer und leisteten hartnäckig Widerstand; Einige von ihnen lagen todt auf der Wahlstatt, Andere kämpften, aus mehreren Wunden blutend, muthig fort, aber immer neue Böte kamen von den Schiffen heran, und die Reihen der Holländer verstärkten sich in dem Maaße, als sich die Reihen der Schweden lichteten.

Da trat der junge van der Zaan an den Admiral heran und sagte: „Erlaubt Ihr, daß ich mich diesen Soldaten anschließen darf? Ich möchte mir auch einen schwedischen Federbusch erobern."

„So geh', mein Junge, aber sei vorsichtig! Achtet auf ihn, Leute!" antwortete de Ruiter, und der junge Seemann stürmte den holländischen Matrosen voran.

„Hurrah! Hurrah!" rief der Oberst dem Admiral zu. „Jetzt ist das Feld unser. Da fliehen sie nach allen Seiten aus einander, und die Straße nach Nyborg ist frei. Was giebt's, Herr Adjutant?"

„Botschaft vom Westen der Insel", entgegnete dieser. „Capitain Scheidt ist von Kiel eingetroffen und schifft die brandenburgischen Hülfstruppen aus. Das Schwedenreich hat hier ein Ende!"

Diese Neuigkeit verbreitete sich wie ein Blitz längs dem Strande und fachte den Eifer der Soldaten noch mehr an. Die Stadt, welche bereits von den holländischen Geschützen arg mitgenommen war, wurde

jetzt von den flüchtigen Schweden überschwemmt, welche die geängstigten Einwohner mißhandelten und den Feuerbrand in ihre Häuser warfen.

„Das ist schändlich!“ rief de Ruiter, als er die Rauchsäule aufwirbeln sah und die Kunde des Frevels zu seinen Ohren drang. „Hin zur Stadt und laßt uns Hülfe bringen.“ Aber ehe er sie erreichte, kamen ihm die Matrosen seiner Schaluppe entgegen; sie waren niedergeschlagen und hatten den Blick zur Erde gesenkt. „Wir kommen nicht Alle wieder, Herr!“ sagte der Quartiermeister.

„Um Gott!“ rief de Ruiter, die Reihe überfliegend. „Wo ist Johannes van der Zaan?“

„Von einer feindlichen Kugel getödtet; wir bringen ihn zurück.“ Die Matrosen traten aus einander; vier von ihnen trugen die Leiche. De Ruiter stand blaß, mit geschlossenen Lippen vor dem Todten; sein Herz schlug gewaltig.

Die Trommeln wirbelten, die Trompeten schmetterten; „Sieg! Sieg!“ rief es von allen Seiten.

Die Flotte hatte das Schießen eingestellt. Das Feuer griff um sich. Die Flamme flog an den hölzernen Kirchthurm empor; sie ergriff den Glockenstuhl, verkohlte die Balken, und die Glocken stürzten mit lautem Krachen, dumpf tönend, zu Boden; die Ma-

trosen standen harrend neben ihren Böten am Strande; die Soldaten zogen mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen die Straße nach Nyborg. De Ruiter hatte die Flagge über den todten Knaben ausgebreitet und kehrte tief erschüttert an Bord zurück.

Der Greis, der des Admirals ersten Schritt auf der See geleitet, und der Knabe, den der Admiral auf eine Heldenbahn führen wollte, liegen, zur ewigen Ruhe bestattet, neben einander auf dem Kirchhofe zu Kierteminde.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schmid, Heinrich

Michael de Ruiter Bilder aus Hollands Marine. In vier Bände

Bd.: 2

Berlin 1846

P.o.germ. 1386 r-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10120280-6